Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang X.

1896. 1896.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

19. Band, 5. und 6. Heft.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Inhalt.



Ew. pp.!

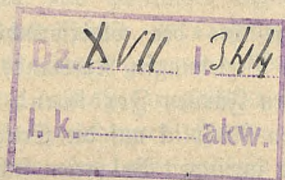
Infolge unterschiedlicher, außerhalb der Willenssphäre des hochachtungsvollst Gefertigten gelegener Ereignisse, so infolge des verspäteten Eintreffens aufgetragener Artikel, ihrer Fortsetzungen oder ihrer Correcturen — was im Hinblick auf die verantwortliche Lebensstellung, worin sich die meisten unter den Herren Mitarbeitern befinden, leicht erklärlich ist — desgleichen infolge der mehrmaligen Erkrankung des Herausgebers etc. ward während der letztverflossenen zwei Jahre wiederholt die rechtzeitige Veröffentlichung einzelner Nummern der „Österr.-Ungar. Revue" hintangehalten. Hierdurch wurde naturgemäß der Anfangs- und Endtermin ihres Erscheinungsjahres auf höchst unliebsame Weise verschoben, was für die p. t. Abonnenten mancherlei Inconvenienzen mit sich brachte. Der hochachtungsvollst Gefertigte sieht sich daher veranlasst, **sämmtliche verehrte Gönner und Freunde des Unternehmens rücksichtlich dieser ihm überaus peinlichen Thatsache höflichst um Entschuldigung zu bitten und, vielfachen diesbezüglich verlautbarten Wünschen entsprechend, die beiden Schlusshefte des laufenden 10. Jahrganges ganz ausnahmsweise in vorliegende ungewöhnlich starke Doppelnummer zusammenzuziehen.** Auch sind geeignete Vorkehrungen getroffen, um künftighin ähnliche Unregelmäßigkeiten auszuschließen.

Wien, am 29. März 1896.

Hochachtungsvollst ergeben

A. Mayer-Wyde.





Bulgarien eine Schöpfung Russlands?

Eine kritische Studie.

Von **Dr. Emil Granichstaedten.**

Wien.

Man pflegt die politische Kunst mit der des Schachspieles zu vergleichen und jene Staatsmänner als Meister ihrer Kunst zu preisen, welche Menschen und Dinge nur als Figuren auf dem großen Schachbrette der Welt zu betrachten vermögen, welche aber auch die Kraft haben, sie als solche zu behandeln. Im Sinne dieses beliebten Vergleiches kann man wie im wirklichen, so auch im politischen Schachspiele von „Schöpfungen" des Meisterspielers sprechen. Es sind das im wirklichen Schachspiele jene Officiere, welche sich der Spieler „schafft", indem er einen seiner Bauern in die Aufstellungslinie der gegnerischen Officiere bringt; im großen Spiele der Politik sind es jene Machtfactoren, welche die Staatsmänner des alten Rom „socii", die Herrscher im Mittelalter „Lehensleute" nannten.

In diesem Sinne war es wohl gemeint, als der russische „Regierungsbote" zu Anfang Februar d. J. die bevorstehende Salbung des Prinzen Boris mit jenem Wohlwollen begrüßte, welches die russische Staatskunst für Bulgarien bereit hält, und die Bulgaren daran erinnerte, dass ihr Fürstenthum eine „Schöpfung" Russlands sei. Kämen nun die Regeln des Schachspieles auch für die Politik in Geltung, wäre die Politik immer nur ein Spiel zu zweien, dann ließe sich gegen Worte und Meinung des russischen „Regierungsboten" nicht

das Geringste einwenden. Jedermann weiß, dass der am 3. März 1878 abgeschlossene Friedensvertrag von St. Stefano zustande kam, weil die russische Armee bis vor die Thore von Constantinopel ihre siegreichen Fahnen getragen hatte. Aber so wenig wie der Friedensvertrag von St. Stefano rechtskräftig geworden ist, ebensowenig ist das Bulgarien, welches die russische Armee damals besetzt hatte, Schachofficier der russischen Politik, also eine „Schöpfung" Russlands geworden.

Angesichts der widersprüchlichen Auffassung, welcher die versöhnlichen Beziehungen Russlands zu Bulgarien und seinem nunmehr anerkannten Fürsten Ferdinand vielfach begegnen, mag es geboten sein, einen Rückblick auf die Ereignisse zu werfen und zu untersuchen, wann und inwieweit Bulgarien sich jemals als „Schöpfung" Russlands qualificiert hat.



Welches ist die rechtliche Basis für den Bestand des Fürstenthums Bulgarien? — Wer heute, unbeeinflusst von den Aufregungen, die in den Märztagen des Jahres 1878 die öffentliche Meinung Europas beherrschten, den Wortlaut des Friedensvertrages von St. Stefano prüft, der wird in diesem problematischen Meisterwerke Ignatieffs lange suchen müssen, ehe er zu einer Vorstellung über den Umfang und die Grenzen jenes Bulgarien gelangt, das als „Schöpfung" Russlands und Vorposten die Thore Constantinopels hätte bewachen sollen. Im Artikel 6 des Vertrages von St. Stefano wird gesagt: „Die endgiltigen Grenzen des Fürstenthums werden durch eine besondere russisch-türkische Commission gezogen werden." Erst aus Artikel 10, welcher der Hohen Pforte das Recht zur Beförderung von Truppen, Munition und Vorräthen nach den „jenseits des Fürstenthums gelegenen Provinzen" einräumt, ergibt sich, dass jenes Bulgarien des Vertrages von St. Stefano südlich des Balkans bis ans ägäische Meer reichen und eine Barre bilden sollte, welche das Gebiet um Constantinopel — eine Provinz war es kaum mehr zu nennen — von Macedonien, Albanien und dem ganzen Westen der Balkanhalbinsel trennte. Es war die erste That des Berliner Congresses, aus der „Schöpfung" Russlands eine Staatsbildung nach den Interessen Europas zu machen. Der Landstrich südlich des Balkans bis zum Ägäischen Meere blieb bei der Türkei, und mit der Abtrennung Ostrumeliens als autonomer Provinz unter einem christlichen Statthalter wurde der

allerdings kurzlebige Versuch gemacht, eine neutrale Zone zwischen der Türkei und jenem jungen Bulgarien zu schaffen, das damals noch als der ersiegte Schachofficier der russischen Politik betrachtet wurde. Es war ein französisches Blatt, das „Journal de Débats", welches damals selbst dieses reducierte Bulgarien mit dem tiefsten Misstrauen begrüßte. Regierung und nationale Armee Bulgariens müssten in den Händen der Russen bleiben, so klagten die „Débats", „weil die Bulgaren in militärischer und politischer Beziehung ganz Null sind und sich also der Vormundschaft ihres mächtigen Nachbars nicht entziehen können". Es ist anders gekommen. Die Bulgaren haben im Laufe der Jahre erwiesen, dass sie in politischer und militärischer Beziehung ein ganz beachtenswerter Factor sind. Die russische Politik aber, die ein Bulgarien bis ans ägäische Meer hatte schaffen wollen, sah später in der Angliederung Ostrumeliens an das Fürstenthum den Anlass zu vielfachen feindseligen Maßnahmen gegen Land, Volk und die Regierungen in Sofia, weil — je nun, weil Bulgarien sich eben nicht als „Schöpfung" Russlands qualificiert hatte. Es waren feierliche und erhabene Worte, mit denen Fürst Gortschakoff am 26. Juni 1878 seine Zustimmung zu dem Bulgarien gab, dessen Grenzen und Gestaltung der Berliner Congress vereinbart hatte. Fürst Gortschakoff erklärte, dass die Zugeständnisse Russlands „weit diejenigen übersteigen, die es zu machen gedachte"; er betonte, dass Russland, „nur um den Christen des Orients zu helfen, sich erhoben hat, dass es keine selbstsüchtigen Zwecke verfolgte". Lord Beaconsfield beeilte sich damals „im Namen des Congresses", der Friedensliebe Russlands die Anerkennung zu zollen, und die Geschichte seit 1878 hat die Worte Gortschakoffs bestätigt. Die Emancipation der Bulgaren war das Ergebnis des Werkes, welches der Berliner Congress vollbrachte, weit über die Zugeständnisse hinaus, die Russland zu machen gedacht hatte. Das Fürstenthum wurde, so wie es ist, von Europa geschaffen, und mit den Armeen Russlands sind ihm auch die Armee Österreich-Ungarns, die Flotte Englands Pathen gewesen. Graf Andrássy war es, der am 9. März 1878, als er der Delegation die Creditforderung von 60 Millionen vorlegte, in seinem Exposé die nicht misszuverstehenden Worte sprach: „Friedlich kann der Complex der obschwebenden Fragen nur mit ganz Europa gelöst werden ... Der Moment des Friedensschlusses war es, für welchen wir die Einflussnahme der Monarchie vorbehalten haben; für diesen Moment musste auch die ganze Kraft der Monarchie aufgespart werden." Die Entstehungsgeschichte Bulgariens

gibt also kein Argument, das Fürstenthum als eine „Schöpfung“ Russlands zu erklären.



Niemand wird der russischen Politik nach Abschluss des Berliner Friedens das Zeugnis versagen können, dass sie alles aufgeboten hat, um zunächst gegen den Willen der Mächte, später aber auch gegen den Willen des bulgarischen Volkes das junge Fürstenthum unter jener liebevollen Gewalt zu erhalten, welche dem Schöpfer seinem Geschöpfe gegenüber zukommt. Die Schwierigkeiten, denen der Entwurf einer Verfassung für Ostrumelien begegnete, Schwierigkeiten, die ausschließlich von Seiten Russlands ausgiengen, sie fielen nach Zeit und Umständen mit den Agitationen zusammen, welche die russischen Befehlshaber in Bulgarien zugunsten des Großbulgariens betrieben, wie es im Tractate von St. Stefano gewollt worden war. Den Westmächten und der österreichisch-ungarischen Monarchie ward die unbequeme Aufgabe zutheil, mit den nachdrücklichsten diplomatischen Mitteln die Verwirklichung jenes Bulgarien durchzusetzen, welches der Berliner Vertrag normiert hatte. So dringend war diese peinliche Nothwendigkeit, Russland vor einem Wortbruche zu bewahren, dass Lord Beaconsfield auf dem Lord Mayors-Bankette am 9. November 1878 sich zu der bestimmten Erklärung veranlasst sah, England würde nöthigenfalls auch einen Krieg nicht scheuen, um die stricte Ausführung des Berliner Vertrages nach Wort und Geist desselben von Russland zu erzwingen. Und so ward Bulgarien nach seinen Grenzen, seiner völkerrechtlichen Stellung die Schöpfung des europäischen Gesammtwillens, so wurde Prinz Alexander von Battenberg der erste Fürst des Landes, dem die schwere Aufgabe zufiel, die Interessen seines Volkes mit dem Danke in Einklang zu bringen, welchen die Bulgaren ihren Befreiern schuldeten, und die noch schwerere Aufgabe, die Interessen seines Volkes mit den Ansprüchen in Einklang zu bringen, welche die russischen Befreier an diese Dankbarkeit stellten. Es ist eine Sprache von zwingender Beweiskraft, welche die Ereignisse reden, die bis dahin führten, dass man in St. Petersburg die „Schöpfung“ Bulgarien verleugnete.

An gutem Willen, den Intentionen der russischen Politik gerecht zu werden, hat es Fürst Alexander gewiss nicht fehlen lassen. In Petersburg holte er sich die Rathschläge für den Antritt seiner Regierung; in Petersburg wurden ihm die bulgarischen Staatsmänner empfohlen, welche fortan mit „erlaubten Mitteln“ jene panbulgarische

Politik in Sofia betreiben sollten, welche den panslavistischen Absichten Russlands entsprach: Zankow und Karawelow. Den Petersburger Intentionen entsprach die Antwort, welche schon im Jahre 1880 Fürst Alexander einer Deputation macedonischer Unzufriedener gab, und die so viel Sympathien für die Stammesgenossen kundgab. Nur zwei kleine Episoden in diesem Jahre ließen merken, dass ein lebendiges und lebensfähiges Bulgarien noch andere Rücksichten zu beobachten habe als die auf russische Wünsche und Aspirationen. Fürst Alexander bestand darauf, seine Officiere zu ernennen, wie er das als deutscher Officier im Sinne der Heeresdisciplin gelernt hatte. (Die Sobranje hatte die Wahl der Officiere durch die Mannschaft vorgeschlagen.) Fürst Alexander entließ Zankow, der in Sachen der Donaucommission ein zu gewagtes Spiel gegen Österreich-Ungarn gespielt hatte. Doch war das nur ein erstes Schmollen im Honigmonde. Die folgenden Jahre gehörten voll und ganz dem Versuche, das Fürstenthum in eine russische Provinz zu verwandeln und so auf diplomatischem und administrativem Wege zu erreichen, was bei den Berliner Verhandlungen nicht hatte gelingen wollen, die Umwandlung des befreiten Bulgarien in ein Geschöpf Russlands.

Nur zu bald sind Zankow und Karawelow den russischen Machthabern missliebig geworden. In einem ewigen Intriguenspiel sehen wir erst Zankow verbannt, dann zurückgekehrt, interniert, dann wieder freigelassen, sehen wir Karawelow erst auf dem Gipfel seiner Macht und dann als Flüchtling und Schutzbefohlenen Aleko Paschas in Philippopel. Alle diese Krisen haben Anfang und Ende in den Wünschen, Stimmungen und Ansichten der mit gleicher Geschwindigkeit einander ablösenden Repräsentanten des schöpferischen Russland. Zuerst unternimmt der russische General Ehrenroth die Russificierung der bulgarischen Armee, ihm folgt noch im selben Jahre 1881 General Kriloff. Diesem folgte als Ersatz für den unerträglich gewordenen Gesandten Hitrowo, dessen Abberufung Fürst Alexander durchsetzte, die Mission der Generale Kaulbars und Soboleff. Der Erfolg alle dieser officiellen und der nicht minder zahlreichen und kostspieligen unbeglaubigten Emissäre Russlands war eine wachsende Missstimmung des bulgarischen Volkes gegen die Bevormundung, welche die Bulgaren aller Früchte ihrer „Befreiung“ zu berauben drohte. Immer deutlicher kam trotz des Staatsstreiches, mit welchem Fürst Alexander am 25. Mai 1881 die überaus unbequem gewordene Verfassung beseitigt hatte, jene Fronde gegen die pretentiösen Befreier zum Ausdrucke, und

selbst Herr Stoilow, der Mann des guten Willens für Russland, der kluge Bulgare, der eben jetzt die Versöhnung des Landes und seines Fürsten mit dem russischen Kaiserhofe so erfolgreich durchgeführt hat, kann sich neben den Generalen Kaulbars und Soboleff im Jahre 1883 noch nicht drei Monate auf seinem Ministerfauteuil behaupten. Nur einmal noch leuchtet die Sonne der Gnade in ihrem vollen Glanze auf die bulgarische „Schöpfung", als im Mai 1883 Fürst Alexander mit seinen maßgeblichen russischen und seinen minder maßgeblichen bulgarischen Berathern der Krönung des Czaren Alexander III. in Moskau beiwohnte. Aber schon während der Abwesenheit des Fürsten ist die Stimmung im bulgarischen Volke bis zur Erbitterung gegen die russische Herrschaft gediehen. Die Führer der Conservativen und Liberalen, Natschewics und Zankow, haben sich zum Widerstande gegen die fremden Ministergenerale verbunden, das Volk fordert in bedrohlicher Entschiedenheit die Entfernung von Kaulbars und Soboleff, und nach vergeblichen Vermittlungsversuchen des maßvolleren russischen Gesandten Bonin sieht sich Fürst Alexander genöthigt, die Ministergenerale am 19. September zu entlassen. Die Verfassung von Tirnowa wird reactiviert, die Vollmachten des der Sobranje verantwortlichen Kriegsministers werden auf die Heeresverwaltung beschränkt, und das Heerescommando wird verfassungsmäßig dem Fürsten übertragen. Ein letzter Versuch, Bulgarien als russische „Schöpfung" zu qualificieren, wird von Oberst Kaulbars, dem russischen Militärattaché am Wiener Hofe, unternommen. Der Oberst vereinbart mit Fürst Alexander eine Militärconvention, welche den Posten des bulgarischen Kriegsministers einem vom Czaren designierten russischen General vorbehält und die zum Dienste in der bulgarischen Armee abcommandierten russischen Officiere ebensowie den Kriegsminister den Anordnungen des russischen Gesandten überweist. In diese Stellung eines bulgarischen Kriegsministers wurde General Fürst Kantakuzen berufen, und neben ihm führen die versöhnten Rivalen von ehedem, Zankow und Karawelow, während der Jahre 1884 und 1885 die Civilverwaltung des Fürstenthums. Die Verhältnisse scheinen sich in dem Maße zu consolidieren, wie das bulgarische Volk allmählich in den Besitz seiner Autonomie wenigstens in Sachen der bürgerlichen Staatsgeschäfte tritt, und so konnte trotz mehrfacher beunruhigender Anzeichen, die in Ostrumelien bemerkbar wurden, die Gedenkfeier an die Apostel Cyrill und Methud in allen Formen dankbarer Ergebenheit für den Czaren und Russland begangen werden.

In dieser an Kämpfen und Krisen überaus reichen, nahezu sechsjährigen Entwicklungsepoche hatten zwei einander gegensätzlich gegenüberstehende Anschauungen um die Geltung im bulgarischen Volke, um die Geltung in der Formation des Staatswesens gerungen. Die Bulgaren hatten geglaubt, sie seien „befreit" worden, und waren an die Einrichtung ihres Staates mit der frohen Absicht gegangen, einer wirklichen Selbstverwaltung mit Einsatz ihrer Intelligenz, ihrer Arbeit, ihres nationalen Patriotismus froh zu werden. Die panslavistischen Berather des Czaren sahen in Bulgarien eine eroberte Provinz, der man vor Europa den Schein der Autonomie wohl lassen müsse, die aber in Wahrheit als armierter Vorposten zu gelten habe, über den man in Petersburg zu jeder Zeit disponieren könne. Das war die Meinung von der Dankbarkeit, welche Bulgarien seinen Befreiern schulde. Es ist augenscheinlich, dass Fürst Alexander in gutem Glauben seine Herrschaft antrat, dass er alle Rücksichten für Russland zu beobachten gewillt war, und dass er seine letzte Entscheidung erst dann traf, als er sah, er habe zu wählen zwischen der Treue, die er seinem Volke schuldete, und jenem politischen Gehorsam, den er in Petersburg offenbar zugesagt hatte. Viel ist im einzelnen von den Emissären der russischen Politik gefehlt worden; sie haben ihre Arbeit zu roh, zu offenkundig betrieben, sie haben dem Volke, das man „befreit" hatte, nicht einmal die Illusion der „Freiheit" lassen wollen, sie konnten auch den Schein der Autonomie nicht vertragen. Aber der Grundfehler der politischen Berechnung lag in der falschen Auffassung der Lage. Man war als Befreier gekommen, und ein kräftiges, begabtes Volk glaubte daran. Der Gang der Dinge hat die Befreier beim Worte genommen, und nicht Eroberung, sondern Autonomie war das Ergebnis der Kämpfe für Bulgarien und in Bulgarien.



Beiden Theilen, den russischen „Schöpfern" und der „Schöpfung" Bulgarien gab der 18. September 1885 das Stichwort, die Masken zu lüften und ihre wahre Meinung mit der Rücksichtslosigkeit der geschaffenen Zwangslage zu offenbaren. Die ostrumelische Revolution war ausgebrochen. Die Stimmung in Bulgarien ließ keinen Zweifel aufkommen, dass Fürst Alexander nur die Wahl habe, das Schicksal Aleko Paschas zu theilen oder, an der Spitze der Bewegung stehend, als Führer und Herr in Philippopel einzuziehen. Und so vollzog sich in wenigen Tagen der scurrilste Frontwechsel, der sich je aus einer

unhaltbar gewordenen falschen Situation ergeben hat. Dasselbe Russland, welches acht Jahre vorher erst durch englische Kriegsdrohungen dazu gebracht worden war, auf die Schaffung Großbulgariens zu verzichten, das während der ersten Lebensjahre des jungen Fürstenthums unablässig die irredentistische Bewegung in Bulgarien, Ostrumelien und Macedonien geschürt hatte, wendet sich, da die Bulgaren auf eigene Faust die ostrumelische Provinz dem Fürstenthume anfügten, grollend von seiner „Schöpfung" ab und beharrt durch mehr als zehn Jahre auf dem Standpunkte, die Regierung in Sofia als eine ungesetzliche und eine anarchistische zu erklären. Der Fürst Alexander aber und mit ihm das um Ostrumelien vergrößerte Bulgarien haben mit einem Schlage aufgehört, Vasallen und Vorposten Russlands südlich der Donau zu sein, und werden das, was sie nach dem Berliner Vertrage sein sollten und formell bisher schon gewesen sind, nunmehr in Wahrheit: Bundesgenossen und schützende Vorposten der Türkei. Um diesen Preis gewinnen sie die Duldsamkeit des erschreckten Sultans, um diesen Preis willigt die Pforte in die neue Ordnung der Dinge, um diesen Preis erlangen die Bulgaren ihre wirkliche Autonomie.

Noch zeigt sich bei Ausbruch der Krise einiges Schwanken in der russischen Politik. Man scheint in Petersburg zu glauben, Bulgarien sei durch die am 23. September erfolgte Abberufung des Generals Kantakuzen und der russischen Officiere in einen Zustand der Wehr- und Hilflosigkeit gebracht. Diese Meinung fand ihre Unterstützung in der Absendung einer bulgarischen Deputation an den Czaren, welche von Alexander III. am 3. October in Kopenhagen empfangen wurde. Nachdrücklich missbilligte der Czar die erfolgte eigenmächtige Vereinigung Ostrumeliens mit dem Fürstenthume, aber der Monarch fügte die Versicherung seines Schutzes bei für den Fall, dass Bulgarien angegriffen werden sollte. Man erwartete offenbar, dass die anderen europäischen Großmächte den Widerstand, welchen sie dem Großbulgarien des Tractates von St. Stefano entgegengesetzt hatten, auch dem um Rumelien vergrößerten Staatsganzen gegenüber behaupten würden. Dann hätte allerdings Russland Gelegenheit gehabt, im Wege der Protection das Fürstenthum nachdrücklicher denn je in die Stellung einer „Schöpfung" russischer Politik zurückzuführen. Es kam jedoch anders. Die Signatarmächte beschränkten ihre Intervention lediglich auf den Schutz der Türkei vor Agitationen, die etwa über die Grenzen Ostrumeliens hinübergreifen sollten, und auf die Vorbeugung jedes größeren internationalen Conflictes. Die Gesundung der Lage

konnte doch nur von einer Ordnung erwartet werden, welche ohne gewaltsamen Eingriff seitens der Großmächte die bulgarische Autonomie in Einklang brachte mit den Friedensinteressen des Welttheiles und der Ruhe in der Türkei. Und das war es eben, was die russische Politik in St. Stefano und seit St. Stefano nicht gewollt hatte. Die Collectivnote der Botschafter in Constantinopel vom 13. October bekräftigte diesen Standpunkt, und während Russland dieser Note officiell zustimmt, sehen wir in Serbien die Erregung wachsen, Rüstungen veranstalten und eine Art Execution der Bulgaren vorbereiten. König Milan weigert sich, einen Abgesandten des Fürsten Alexander zu empfangen (18. October). Fürst Alexander wird am 2. November aus der russischen Armeeliste gestrichen, und am 13. November überschreitet die serbische Armee Bulgariens Grenzen. Im Einverständnisse mit Russland? Im Auftrage Russlands? Das mag als offene Frage dahingestellt bleiben. Jedenfalls erwartete man in Petersburg den Sieg der Serben und damit die vorgesehene Eventualität, dass sich die ungeberdige „Schöpfung" Bulgarien bittend wieder unter den Schutz ihres Befreiers stelle. Es kam aber wieder anders, als jene erwarteten, welche seit Jahren die Qualitäten der Bulgaren und ihres Fürsten unterschätzt hatten. Innerhalb zehn Tage ist die serbische Armee geschlagen und hat Fürst Alexander sein Hauptquartier in Pirot. Der österreichische Gesandte in Belgrad, Graf Khevenhüller, hat die Mission, diesem Kriege der Missverständnisse ein Ende zu machen, dass aus der missverständlich gewollten bulgarischen Katastrophe nicht eine missverständlich herbeigeführte serbische Katastrophe werde.

Als am 25. April 1886 Schakir Pascha dem Fürsten Alexander in feierlicher Audienz den Ferman des Sultans mit der Bestallung des Fürsten als Generalgouverneurs für Ostrumelien überreichte, erschien auch diese Episode der autonomen Befreiung Bulgariens abgeschlossen.

Eine Anmerkung erscheint bei diesem Anlasse geboten. Mag König Milan aus eigenem Antriebe oder russischen Einflüsterungen folgend den Krieg gegen Bulgarien improvisiert haben, so haben die Thatsache des Kriegszuges und die fraglose Popularität dieser Campagne in Serbien doch erwiesen, dass das ganze russische System der politischen Protection und Bevormundung den Völkern der Balkanhalbinsel gegenüber wenig erfolgversprechend ist. Einer gewissen Protection wird man sich in Sofia wie in Belgrad immer leicht zugänglich erweisen. Sobald aber Zeit und Umstände dieser Protection an einem Orte auffälliges Übergewicht verstatten, werden an der anderen

Stelle sofort Eifersucht und Gegnerschaft sich kundgeben. Die Rivalität zwischen Serbien und Bulgarien, welche in kirchlichen Angelegenheiten Macedoniens wiederholt zu Reibungen und lebhaften Controversen führte, verlangt eine wohlwollende Objectivität der in Balkanfragen interessierten und intervenierenden Großmächte. Diese Thatsache hat in der Kriegsproclamation König Milans vom 13. November 1885 klaren Ausdruck gefunden, indem gesagt wurde, „Serbien könne sich gegenüber der Störung des Gleichgewichtes der Balkanvölker nicht gleichgiltig verhalten". So leicht nun dieser Ausdruck zum Spotte herausfordern könnte, so unleugbar besteht für den Frieden auf der Balkanhalbinsel die Nothwendigkeit eines solchen Gleichgewichtes. Mit dieser Nothwendigkeit aber ist eine Politik, welche Bulgarien als „Schöpfung" Russlands behandelt und damit auch die Selbständigkeit der benachbarten Balkanstaaten bedroht, absolut unvereinbar.



So erschien nun in der That die ostrumelische Revolution, welche „ohne Vorwissen Russlands" — das war der offene Vorwurf, den Czar Alexander III. der bulgarischen Deputation in Kopenhagen machte — ein Staatsgebilde geschaffen hatte, das bei bestem Willen nicht mehr als „Schöpfung" Russlands gelten konnte, so erschien diese Revolution völkerrechtlich legitimiert. Und das war es, was jene panslavistische Politik nicht zugeben konnte, welche trotz aller gegentheiligen Erfahrungen daran festhielt, Bulgarien müsse und könne nur sein, wenn es die „Schöpfung" Russlands sei. So geschah es, dass der russische Wille, der auf den Botschafterconferenzen zu Constantinopel nicht zum Durchbruche hatte gelangen können, für den das Kriegsschwert König Milans sich als unzulänglich erwiesen hatte, in den Verschwörungen vom 17. Mai und 21. August sich endlich durchsetzte. Man ließ den Sieger von Slivnitza durch seine eigenen Officiere überfallen, beförderte ihn über die Grenze und segelte damit — einer neuen Enttäuschung entgegen. War der verunglückte Kriegszug Milans aus einer nur schwer begreiflichen Unterschätzung des Fürsten Alexander und seiner Armee zu erklären, so entsprang der Plan, Bulgarien durch die gewaltsame Entfernung seines Fürsten wieder unter russische Botmäßigkeit zu bringen, einer noch schwerer zu begreifenden Überschätzung des Fürsten. Das ganze bisherige Verhalten Alexanders bekundete den redlichsten Willen Russland gegenüber, und wenn trotzdem die Ereignisse einen den russischen Intentionen unerwünschten Verlauf nahmen, so war die Triebkraft

dieser Fronde gegen die Hitrowo, Kaulbars und Kantakuzen in dem Freiheitswillen des bulgarischen Volkes zu suchen, dem Alexander Rechnung tragen musste, wollte er nicht das schmähliche Ende Aleko Paschas in Rumelien sich selbst bereiten. Konnten die Urheber der Verschwörung vom 21. August auch nur einen Augenblick ernsthaft glauben, dass die bulgarischen und rumelischen Truppen gutwillig in die „Entführung" ihres Führers, dem sie die ersten kriegerischen Lorbeeren verdankten, einwilligen werden? Hatten diese Herren den Triumphzug des ersten Napoleon von Elba bis Paris vergessen? Nicht vier Tage dauerte die Herrlichkeit der „Regenten" Klement, Zankow und Gruew, welche das vermeintlich fürstenlose Bulgarien zur Disposition des Czaren stellten. Am 21. August erklären diese drei Herren in ihrer Proclamation an das bulgarische Volk: „Wir können nur eine russische Politik befolgen und das aus Dankbarkeit, die wir Russland für die uns gebrachten Opfer an Gut und Blut schulden." Aber schon am 25. August sitzen diese drei „Regenten" hinter Schloss und Riegel. Stambulow, Oberst Mutkurow, Karawelow und Nikiforow haben eine neue Regentschaft „im Namen des Fürsten Alexander" gebildet, und ihr Minister des Äußern ist — Stoilow, derselbe bulgarische Staatsmann, dessen Klugheit nunmehr den Draht von Sofia nach Petersburg wieder in Function gesetzt hat.

Mit der Verschwörung war es nichts. Die meuternden Truppen capitulieren, und zehn Tage nach der „Entführung" ist Alexander wieder der enthusiastisch begrüßte Herr und Fürst von Bulgarien. Die „russische Politik" der Zankow, Gruew und des Metropoliten Klement hat nur bei den Verschwörern Anklang gefunden. In der Armee und dem Volke sind Alexander und seine Minister die Repräsentanten der „Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes". Das ist eine deutliche Antwort, eine Antwort, die jede Möglichkeit, Bulgarien als „Schöpfung" Russlands zu qualificieren, ausschließt. Aber noch immer war man sich in Petersburg nicht klar genug über den verhängnisvollen Irrthum in der Behandlung der bulgarischen Dinge. Die „Verschwörung" entbehrte freilich der Autorität des Czaren; die „Verschwörung" war ein kleiner russischer Nothbehelf gewesen, weil der Czar wegen der bulgarischen Bagatelle keinen Krieg anfangen wollte; die „Verschwörung" musste man anstandshalber desavouieren, und in Rustschuk nimmt der russische Consul in Uniform an der Begrüßung des Fürsten theil. Aber das Resultat der Verschwörung muss Czar Alexander III. entweder legitimieren, oder er muss den wieder-

gekehrten Fürsten vor Europa neuerlich anerkennen. Czar Alexander III. glaubte noch immer Bulgarien als die „Schöpfung" Russlands behandeln zu können und „missbilligte die Rückkehr des Fürsten nach Bulgarien". Fürst Alexander dankte ab. War damit Bulgarien jetzt etwa die „Schöpfung" Russlands geworden? Die nachfolgenden Ereignisse haben auch diese Frage verneint.

Die auffälligen Fehler der russischen Politik in dieser Entwicklungsepoche des jungen Fürstenthums Bulgarien sind eben nur zu erklären aus der Geschäftigkeit der panslavistischen Vereinigungen und Comités, denen sich Hunderte von gewinnsüchtigen Abenteurern mit den tollsten Entwürfen und Plänen zur Verfügung stellten, und durch den Einfluss dieser Agitationen auf die so überaus verehrungswürdige Pietät, welche Czar Alexander III. dem Andenken seines ruchlosen Meuchelmördern so jammervoll zum Opfer gewordenen Vaters jederzeit gezollt hat. Man mag sachlich über das Telegramm des Czaren vom 29. August 1886 denken wie immer, man mag darin den schwersten politischen Missgriff erblicken — war ja damit allein schon die spätere Mission Kaulbars' compromittiert — im letzten Satze dieser Erklärung liegt der Schlüssel zum Verhalten eines Monarchen, dessen Friedensliebe und hohe Ehrenhaftigkeit sein Andenken stets würdig verklären werden. Der Czar schrieb an Fürst Alexander: „Ich behalte mir vor, das zu beurtheilen, was mir das verehrte Andenken meines Vaters, die Interessen Russlands und der Friede des Orients gebieten." Darin lag's. „Das verehrte Andenken" an Alexander II., der ein Opfer der Wirnisse und Leidenschaften geworden war, welche das missglückte bulgarische Kriegsabenteuer in Russland erzeugt hatte, dieses heilige Andenken stand gleich einem Gespenst zwischen Russland und der bulgarischen Freiheit; es trübte den Blick, es verwirrte das Urtheil, es weckte den Zorn und ließ ruhige Einsicht nicht aufkommen. Man konnte sich in Petersburg nicht zu der Erkenntnis aufschwingen, dass das Hühnchen Bulgarien, welches Russland ausgebrütet haben und das die vermeintliche Mutter unter ihren Fittichen bewahren wollte, ein Kind Europas und — eine Ente war, die auf eigene Rechnung im Fahrwasser ihrer Freiheit dahinschwamm. Der rollende Rubel und Gewalt sollten die Bulgaren zum Gehorsam bringen. Man vergaß jedoch, dass Bulgarien nur durch einen neuen Krieg erobert, aber durch keine Intrigue um seine Freiheit geprellt werden konnte. Das „Vertrauen", welches General Kaulbars im Namen des Czaren von den Bulgaren verlangte, sollte durch „That-

sachen“ bekundet werden, und diese Thatsachen kannten die Bulgaren. Es waren die russischen Minister, welche dem Volke, es waren die russischen Officiere, welche der Armee unerträglich geworden waren, die General Kaulbars zurückbringen sollte an die Stelle eines hochbegabten, geliebten Fürsten, den man den Bulgaren geraubt hatte. Der Misserfolg war mit Händen zu greifen. So weit geht bei wirklichen Kindern die Kindesliebe selten, dass sie sich um dieser willen unglücklich machen lassen. Stambulow, der nichts hatte als seinen Patriotismus und den Glauben der Bulgaren an die Festigkeit seiner Überzeugungen, behauptet das Feld gegen Kaulbars, den mit reichen Mitteln ausgestatteten Abgesandten des Czaren. Die Situation ist gekennzeichnet durch die Gründe, mit denen der letzte russische Candidat für den bulgarischen Fürstenthron, Nikolaus Dadian von Mingrelien, abgelehnt wurde. Die Regenten erklärten, das Volk würde niemals einen fremden Fürsten dulden, „welcher sein Land für Geld verkauft habe“.



Es mag an dieser Stelle angemessen erscheinen, auf die gleichzeitige Haltung einer anderen europäischen Großmacht hinzudeuten, deren Regierung niemals den Bulgaren eine specialisierte Dankbarkeit zugemuthet hat, deren Vertreter und Organe niemals dem Fürstenthum Bulgarien die politisch-genealogische Stellung einer „Schöpfung“ angewiesen haben, auf die Haltung Österreich-Ungarns. Es soll hier nicht erst des besonderen die mächtige Erregung in beiden Reichshälften geschildert werden, welche die Brutalisierung der Bulgaren und ihres Fürsten geweckt und dahin geführt hatte, dass die Präsidenten beider Delegationen, Smolka und Graf Ludwig Tisza, in ihren Ansprachen an den Monarchen die Möglichkeit bewaffneten Einschreitens des Reiches erwähnten. Genügend erscheint es und erklärend für den ganzen Gang, welchen seither die Ereignisse in Bulgarien genommen haben, wenn lediglich die Worte unseres erhabenen Monarchen, mit denen die Ansprachen der Präsidenten erwidert wurden, und die Bemerkungen des Grafen Kálnoky in Erinnerung gebracht werden, welche die Thronrede im einzelnen commentierten. Kaiser Franz Josef sagte mit Beziehung auf die „gefährliche Krise“ in Sofia: „Die Bemühungen Meiner Regierung sind dahin gerichtet, dass bei der schließlichen Regelung der bulgarischen Frage, die unter Mitwirkung der Mächte erfolgen muss, in dem autonomen Fürstenthum ein legaler Zustand geschaffen werde, welcher, den zulässigen Wünschen

der Bulgaren Rechnung tragend, ebenso den bestehenden Verträgen wie den europäischen Interessen entspricht." Mit dieser ebenso ernsten wie loyalen Kundgebung unseres erhabenen Herrschers war eine Grundlage geschaffen für die weitere Entwicklung der Dinge im Fürstenthume Bulgarien, war den Bulgaren selbst der Weg gewiesen, auf welchem sie gehen konnten, sicher des Wohlwollens jener Großmächte, deren Regierungen die Verträge beachteten und den europäischen Interessen Rechnung trugen. Es war das jene Politik modernen Stils, wie sie mit Genehmigung des Kaisers und Königs Graf Andrássy inauguriert hatte, jene Politik, die darauf verzichtete, die Türkei um jeden Preis zu erhalten, die vielmehr darauf bedacht war, dort, wo die türkische Herrschaft nicht mehr zu halten war, Staatsgebilde zu schaffen, welche Garantien bieten für ihr eigenes Gedeihen und für die Wahrung des Friedens im Welttheile. In entschlossener Fortführung dieser Politik erklärte damals Graf Kálnoky in den Delegationen: „Die vorliegenden Resultate der Mission Kaulbars' sind eigentlich nur die, dass es diesem Agenten ernstlich gelang, den Bulgaren die Einwirkung Russlands in der denkbar unangenehmsten Weise fühlbar zu machen, und dass er die öffentliche Meinung Europas für das bulgarische Volk in bisher nicht gekannter Weise sympathisch gestimmt hat. Was die österreichisch-ungarischen Interessen verlangen, und was die gemeinsame Regierung anzustreben hat, ist, dass keine den Verträgen widersprechende Schädigung der von Europa den Bulgaren gewährleisteten Selbständigkeit platzgreife." Hier also neue „bulgarian atrocities", welche von russischer Seite ausgehen, dort die europäische Gewährleistung der bulgarischen Autonomie, für welche die Autorität der österreichisch-ungarischen Monarchie offen in die Schranken tritt. Wo ist da aber die „Schöpfung" Russlands? — Noch deutlicher definierte Graf Kálnoky im weiteren Verlaufe seines Exposés die Politik Österreich-Ungarns, wie sie nach der Krise von 1886 für die seitherige autonome Gestaltung Bulgariens schützend und erhaltend sich bewährt hat. Graf Kálnoky erklärte, es sei der conservierenden Politik des Reiches entsprechend, „wenn wir anstreben, dass die Staaten und Staatsgebilde am Balkan, welche die Berliner Vertragsmächte geschaffen, oder deren Stellung dieser Vertrag geregelt hat, sich auf den ihnen gegebenen Grundlagen immer mehr zu selbständigen, aufblühenden und wohlhabenden Individualitäten herausbilden. Dieselben könnten, wenn sie diese ihre Aufgabe erfüllten, an unseren Grenzen jahrhundertelang bestehen, ohne dass sie von Österreich-Ungarn etwas zu befürchten

hätten. Nicht an uns war es gelegen, dass diese friedliche Entwicklung unterbrochen wurde".

Unter dem Schutze dieser Politik wurde am 7. Juli 1887 Prinz Ferdinand von Coburg von der Sobranje zum Fürsten von Bulgarien gewählt, unter dem Schutze dieser Politik und dank der zielbewussten und kraftvollen Geschäftsführung Stambulows vermochte Prinz Ferdinand seine der vollen Legitimität entbehrende Stellung und mit ihr die Autonomie Bulgariens zu behaupten, das Land durch eine Reihe von wichtigen Investitionen in seinem Culturzustande zu heben, eine geordnete Verwaltung anzubahnen und solcherart den nunmehr eingetretenen günstigen Zeitpunkt abzuwarten, da durch die endlich erwirkte Zustimmung Russlands ihm auch die im Berliner Vertrage vorgesehene Anerkennung seiner Fürstenwürde zutheil geworden ist.

Es erscheint für den Zweck dieser Studie nicht nothwendig, aller Zwischenfälle und Fährlichkeiten zu gedenken, die nach gewaltsamer Entfernung des legitimen Fürsten nunmehr der illegitime Fürst von Bulgarien durch russische Anstiftung zu erdulden und durchzumachen hatte. Prinz Ferdinand war durch seine Familienbeziehungen, durch die wohlwollende Unterstützung, die seiner Regierung von Wien aus gewährt wurde, vor jener crassen Brutalisierung, die Fürst Alexander als einstiger Candidat Russlands hatte erdulden müssen, so ziemlich geschützt; ihm kam die Friedenspolitik des Dreibundes, deren loyalen Wirkungen sich auch die russische Regierung schließlich nicht entziehen konnte, ihm kamen die sichtbaren Erfolge der autonomen Verwaltung Bulgariens zustatten. So vermochte er die Proteste Russlands gegen seinen „Aufenthalt in Sofia" zu überdauern, so blieben die Putschversuche, welche Nabukow und andere Agenten Hitrowos in Scene setzten, die Verschwörung Panitzas, die Ermordung Beltschews ohne ernstlich nachtheiligen Erfolg für sein Regime. Der alte Lehrsatz des Völkerrechtes, es sei jene Regierung als legal anzusehen, welche die Regierungsgewalt in Händen hat und ordnungsgemäß versieht, bewährte sich im Laufe der Zeit und unter der Protection Österreich-Ungarns an der Regierung des Prinzen Ferdinand von Coburg. Allmählich verdichten sich die anfangs ungeklärten und unsicheren Verhältnisse. Mit der im August 1888 erfolgten Eröffnung der Eisenbahnlinie Belgrad—Sofia—Constantinopel wird eine europäische Hauptverkehrsader durch das Fürstenthum geführt. Von Wien aus wird durch die Lancierung der

bulgarischen Anleihe im Jahre 1890 das Fürstenthum auf dem europäischen Geldmarkte legitimiert, und diese Action erfreut sich sogar der Anerkennung Russlands, das durch Vermittlung des diplomatischen Agenten Deutschlands, des Barons Wangenheim, sich den Rest der bulgarischen Occupationsschuld auszahlen lässt.

In den Delegationssessionen nahm Graf Kálnoky stets den Anlass wahr, durch seine Erklärungen im Exposé die schützende Haltung der Monarchie gegenüber Bulgarien zu definieren. Indem er die „heikle Frage" der Anerkennung des Prinzen Ferdinand beiseite schob, bemerkte er im Jahre 1891, „im allgemeinen sei die Stellung Bulgariens eine so gute, dass das Land selbst durch die mangelnde Anerkennung keine wesentlichen Nachtheile erfahre. Wer den Bulgaren wohl wolle, könne ihnen nur den Rath ertheilen, auch fernerhin in möglichst correcten Beziehungen mit der Pforte zu bleiben, sich jeder abenteuerlichen Action zu enthalten und, unter steter Sorgfalt für die Entwicklung ihrer Ressourcen, in Geduld die weiteren Dinge abzuwarten". Also theils durch Kundgebungen des Monarchen selbst, theils durch Erklärungen des Ministers Kálnoky hat die österreichisch-ungarische Monarchie jene ruhige Entwicklung gefördert und ermöglicht, deren das Fürstenthum nur allzusehr bedurfte, jene Entwicklung, welche im Jahre 1893 zur Vermählung des Prinzen Ferdinand mit der Prinzessin Louise von Parma und bei diesem Anlasse zur officiösen Anerkennung des Prinzen führte durch den Sultan, der ihn beglückwünschte, durch Kaiser Franz Josef, der Stambulow in Audienz empfieng. So sehr gefestigt erschien im Laufe der Jahre die Regierung des Prinzen Ferdinand, dass er sich von seinem autoritärsten Berather, von Stambulow trennen, dass er die grausame Ermordung dieses Staatsmannes und die räthselhafte Nichtauffindung seiner Mörder heil überwinden konnte. Man wird das Bild Stambulows niemals mit allen jenen Tugenden schmücken wollen, die den Idealgestalten zueigen sind, man wird der Zeit und den harten Situationen Rechnung tragen müssen, die Stambulow beherrscht hat, und man wird doch immer seine Ermordung als eine schwere Krise in der Geschichte des Fürstenthums erkennen. Wenn sein Blut das grollende Russland versöhnen geholfen hat, dann — ist es wenigstens nicht vergeblich vergossen worden.

Die letzten Entwicklungsphasen bis zur Salbung des Prinzen Boris in der Kathedrale von Sofia sind in aller Erinnerung.

Die Sprache der Vergangenheit ist eine deutliche. Vermögen wir der Gegenwart eine andere Deutung zu geben, weil Russland die letzte der Signatarmächte war, welche sich zur Anerkennung des Prinzen Ferdinand von Coburg als Fürsten von Bulgarien bereit fand, und nur darum die erste, welche das Signal zu der von keiner anderen Macht mehr in Frage gestellten wirklichen Anerkennung gab? — Andere, mildere und ruhigere Auffassungen beherrschen heute die russische Politik. Russland grollt nicht mehr, wie es unter dem Czaren Alexander III. gethan hat. In die Ferne gerückt ist das blutige Bild der Schlachtfelder von Plewna, das vor Alexander III. aufstieg, wenn Bulgarien zur Sprache kam. Dem neuen Geschlecht in Russland ist ein junger neuer Herrscher, Nikolaus II., erstanden, der unbefangen in die Zukunft schauen kann zum Heile seiner Völker. Sein erster Berather, Fürst Lobanoff, war durch mehr als ein Jahrzehnt in Wien Zeuge der loyalen und uneigennützigen Friedenspolitik Österreich-Ungarns, jener Politik, welche die Consolidierung Bulgariens ermöglichte, ohne eine odiose Protectorstellung zu beanspruchen. Fürst Lobanoff kann für die Orientpolitik Russlands das Wort wieder lebendig machen, das Gortschakoff nach dem Krimkriege sprach: „La Russie ne boude pas.“ Man wird auch in St. Petersburg sich nicht mehr der Erkenntnis verschließen können, dass die bulgarischen Angelegenheiten umso erfreulicher und günstiger sich gestalten, je gründlicher man den Irrthum beseitigt, Bulgarien sei eine „Schöpfung“ Russlands.



Die Regulierung der March in der Reichsgrenzstrecke.

Vom Diplomierten Ingenieur **Alfred Birk**.

Mödling bei Wien.

Vereint mit Ungarn und mit den Kronländern Mähren und Niederösterreich geht die österreichische Regierung daran, ein Werk von großer cultureller Bedeutung durchzuführen: die Regulierung der March in jener Strecke, wo sie Österreich von Ungarn scheidet, d. i. von der Morawkamündung bei Rohatetz an bis zur Einmündung in die Donau bei Theben. Hier liegt eine Aufgabe vor, welche speciell dem Reiche zufällt, während die Regelung des oberen Flusses, der nicht Reiche noch Länder trennt, sondern mitten durch das Kronland

führt, einzig und allein in den Pflichtbereich des letzteren fällt. Es ist kein Zweifel, dass Mähren mit der Erfüllung dieser Pflicht nicht zögern, sondern vielmehr alle Schwierigkeiten energisch überwinden wird, sobald sich nur einmal ernstlich das Bestreben zeigt, im unteren Laufe der March geordnete und heilbringende Verhältnisse zu schaffen.

Ein Segen für die Thäler, die sie durchströmt und befruchtet, wird die March zugleich ihr Verderben und ihr Fluch, wenn sie, durch die Schneewässer oder infolge von Landregen oder Wolkenbrüchen hoch angeschwollen, die breiten und flachen Vorländer ihrer Ufer überflutet, und wenn viele Tage, ja Wochen lang ihre Wässer die junge Saat oder die gereifte Frucht bedecken; freilich wenn diese Überschwemmungen frühzeitig im Jahre auftreten, ehe die Keime im Boden versenkt sind, dann sieht sie der Landwirt gerne einige Tage andauern, denn das Wasser bringt fruchtbare Erdtheilchen und düngt mit ihnen Felder und Wiesen. Leider läst sich diese Ablagerung bei der gegenwärtigen wilden Bewässerung nicht regeln, so dass die Wässer statt düngenden Schlicks häufig nur Sand und Schotter zurücklassen, nicht selten sogar die fruchtbare Bodenkrume hinwegspülen und die Bildung von Rissen und Sprüngen im Ackergrunde verursachen. Es fehlt eben überall noch die ordnende Hand des Menschen, welche dem Wasser seine Wege weist, welche seine zerstörende Kraft abschwächt und seine segenbringende Wirkung erhöht.

Die Versuche, in solcher Weise regelnd in den Lauf der March und in den Abfluss ihrer Hochwässer einzugreifen, reichen in frühere Jahrhunderte zurück und sind fast ausnahmslos mit Maßnahmen zur Verbesserung der Schiffahrt innig verbunden. Im Jahre 1579 wurde — soweit hierüber Mittheilungen vorliegen — zum erstenmale eine eigene Commission zur Untersuchung der Schiffahrtsverhältnisse der March, welche durch zahlreiche Wehreinbauten sehr ungünstige geworden waren, einberufen; es scheint bei den Untersuchungen und Erhebungen geblieben zu sein, denn nahezu hundert Jahre später beschließen die mährischen Stände neuerlich die Schiffbarmachung der March und ihre Verbindung mit der Oder. Das Project gelangte infolge der ungünstigen Zeitverhältnisse nicht zur Ausführung; ebenso ergieng es dem großartigen Plane Vogemontes, der ebenfalls vorschlug, die March zu canalisieren und mit der Oder und Elbe zu verbinden. Den ersten Entwurf einer eigentlichen Regulierung der March arbeitete Freiherr von Brequin aus; dieser Entwurf stammte aus dem Jahre 1771 und nahm den Durchstich mehrerer Serpentinen, die

Räumung des Flussbettes, die Erhöhung der Ufer, die Erniedrigung der Mühlwehre, die Herstellung von Schleusen bei allen Wehren in Aussicht. Das Project gelangte nur theilweise zur Durchführung, denn die Interessenten weigerten sich, die gesammten Kosten allein zu tragen. Ähnliche Schicksale erreichten eine Reihe von Vorschlägen, die in späteren Jahren entstanden, und von denen namentlich jene Wiebekings und Schemmerls beachtenswert erscheinen. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts begann man endlich die Frage der Regulierung zum Zwecke der Verhütung von Überschwemmungen gänzlich von der Frage der Schiffbarmachung zu trennen und betrat hiermit einen erfolgverheißenden Weg. Die politischen Ereignisse, welche um die Mitte des Jahrhunderts eintraten, hinderten jedoch alle culturellen Arbeiten, und als man in den Zeiten friedlicher Entwicklung wieder der Frage der Marchregulierung nahe trat, ließ die Verquickung derselben mit der Donau-Odercanalfrage abermals einen gedeihlichen Fortschritt der Angelegenheit nicht aufkommen.

Unterdessen folgte eine verheerende Überschwemmung der anderen, und jede von ihnen brachte eine Flut von Petitionen um Beseitigung dieser traurigen Zustände in die mährische Landtagsstube. Der Landesausschuss sah sich endlich genöthigt, die Sache energisch anzufassen, und betraute im Jahre 1877 den Civilingenieur von Podhagsky mit Erhebungen und Vorstudien für die Regulierung der March und ihrer Nebenflüsse. Podhagsky empfiehlt, den Frühjahrshochwässern, die zumeist nur befruchtend wirken, ungehinderten Lauf über die Felder und Wiesen zu gestatten und nur die gewöhnlich nicht bedeutenden Sommerhochwässer an der Überflutung der Thalgründe zu hindern. Dies letztere solle aber nicht durch Herstellung von Dämmen und Durchstichen, sondern durch Zurückhaltung der Hochwässer im Gebirge und durch Reconstruction der fehlerhaften Wehreinbauten bewirkt werden. Die Anlegung von regelmäßigen Abflussprofilen für die verschiedenen Wasserstände der March hält Podhagsky wegen der bedeutenden Größe der Hochwassermengen für schwer ausführbar. Podhagskys Entwurf, welcher nur die principielle Feststellung des Regulierungsprogrammes bezweckte, wurde einer Commission unterbreitet, die im Ackerbauministerium zusammentrat, und der auch Vertreter der ungarischen Regierung sowie der Länder Mähren und Niederösterreich angehörten. Dieser Commission lag noch ein anderes bedeutsames Project vor, das mit der Marchregulierungsfrage in innigem Zusammenhange stand: Oelweins Entwurf eines Donau-

Odercanales. In demselben war die Regulierung der March in größeren Strecken in Aussicht genommen; es waren Thalsperren zur theilweisen Zurückhaltung der Hochwässer geplant und war die stufenförmige Lage der einzelnen Canalstrecken zur Entwässerung der höher gelegenen und zur Bewässerung der tiefer liegenden Grundstücke entsprechend verwertet.

Die Commission zollte den Ausführungen Podhagskys ihre volle Zustimmung und empfahl die Bildung von Wassergenossenschaften. Der letzteren setzten viele Grundbesitzer lebhaften Widerstand entgegen; da überdies die Vertreter Ungarns keine zweckentsprechenden Erklärungen abgeben konnten und der niederösterreichische Landtag infolge dessen eine ablehnende Haltung einnahm, so schliefen die weiteren Verhandlungen auch in Mähren bald vollständig ein. Sie erwachten — leider nur vorübergehend — zu neuem Leben, als im Jahre 1881 das Project des Donau-Odercanales seiner Realisierung entgegenzuschreiten schien. Im Auftrage des Landesausschusses von Mähren arbeitete Baurath Nosek ein längeres Gutachten über die Verwertung dieses Canales für Zwecke der Bodenbewässerung aus; nun folgten Erhebungen und Commissionen, es wurden Enquêten einberufen, Verhandlungen nach allen Richtungen hin eingeleitet — zu einem positiven Resultate gelangte man aber erst, als der mährische Landtag angesichts der verheerenden und traurigen Folgen der wiederholten Überschwemmungen im Jahre 1889 den hochbedeutsamen Beschluss fasste, die Regulierung der March als eine ganz selbständige, von dem Baue des Donau-Odercanales vollkommen unabhängige Angelegenheit zu behandeln und mit thunlicher Beschleunigung durchzuführen.

Die Landesingenieure arbeiteten ein neues Project aus, für dessen Einzelheiten folgende Grundsätze maßgebend erschienen. Die Sommerhochwässer, die nur als mittlere Hochwässer erscheinen, sind schadlos abzuführen, während die regelmäßigen Frühlingshochwässer und die sehr selten auftretenden großen Sommerhochwässer unberücksichtigt bleiben sollen, weil die Kosten ihrer geregelten Ableitung den hierdurch erreichten Nutzen weit übersteigen würden; die Regulierung wäre durch die Geradelegung des Flusses, durch die Beseitigung der Unregelmäßigkeiten in der Flussohle und durch die Normalisierung der Flussprofile zu bewirken; auch die Nebenflüsse der March sind innerhalb des Inundationsgebietes auf die größten vorkommenden Wassermengen einzurichten und gerade zu legen. Die gesammten Baukosten für die 142 *km* lange Flusstrecke von der Morawkamündung bis hinauf gegen Morawičan in der Nähe von Loschitz und Müglitz sind mit

7,257.800 fl. veranschlagt, während der Nutzeffect bei einer inundierten Grundfläche von 29.117 *ha* mit rund $8^{1}/_{2}$ Millionen Gulden berechnet erscheint, so dass sich der durch die Regulierung erzielbare Nutzen zu 14·6% ergibt. Das Project reicht nur bis zur Morawkamündung, weil von hier aus die March, wie schon erwähnt, die Reichsgrenze bildet und ihre Regulierung sonach in den Wirkungsbereich der österreichischen, beziehungsweise ungarischen Regierung fällt.

In der That schritt auch die letztere bereits im Jahre 1890 an ein ernstliches Studium der Frage der Marchregulierung und schuf in Pressburg eine königlich ungarische Marchregulierungsexpositur, welcher die Aufgabe zutheil wurde, ein Project für die Regulierung dieses Grenzflusses unter besonderer Rücksichtnahme auf das ungarische Ufer auszuarbeiten. Umfassende und kostspielige Terrainaufnahmen wurden ausgeführt und zwar mit Bezug auf eine neu abgesteckte, unverrückbare und jederzeit wieder auffindbare Grundlinie; zahlreiche Querprofile wurden aufgenommen, und überdies ward ein überaus genaues Längennivellement ausgeführt. Infolge aller dieser Arbeiten gelangte der Entwurf erst im Jahre 1893 zur Vollendung.

Er unterscheidet sich schon in dem leitenden Grundgedanken wesentlich von allen früheren Projecten, denn er geht von dem Principe aus, dass die Thalniederungen der March, soferne sie von deren Regulierung überhaupt einen Nutzen haben sollen, gegen alle Überschwemmungen geschützt werden müssen, dass mithin auch die größten Hochwässer in reguliertem Profile ungefährdet abzuleiten sind. Das Project der ungarischen Regierung steht demnach in entschiedenem Gegensatze zu jenem des mährischen Landesausschusses. Dieser Gegensatz ist durch die Verschiedenheit der Ergebnisse veranlasst, zu denen die beiderseitigen Vorarbeiten führten. Die ungarische Regierung hat nämlich die Anschauung des Landesausschusses, dass die Sommerhochwässer, welche die Ernte gefährden, nur mittlere Hochwässer seien, während die bedeutenden Hochwässer außerhalb der Vegetationsperiode auftreten, durch ihre Beobachtungen nicht bestätigt gefunden; im Gegentheile, sie findet es durch die Pegelbeobachtungen erwiesen, dass die Hochwässer hinsichtlich der Höhe ihrer Wasserstände bisher keinen Unterschied nach Jahreszeiten gemacht haben. Sonach empfiehlt die ungarische Regierung die Herstellung von entsprechenden Dämmen in angemessen weiter Entfernung von den Ufern zur schadlosen Abfuhr der Hochwässer, während die wesentlich niederen Mittelwässer in einem regulierten Bette zur Donau laufen sollen.

Nach dem ungarischen Projecte soll die Regelung des eigentlichen Flusslaufes durch die Herstellung von Durchstichen, deren in der Strecke von Rohatetz bis Theben 39 projectiert sind, durch Absperrungen, Uferversicherungen und Parallelwerke erfolgen. Die Höhe der Schutzdämme und ihre Entfernungen voneinander wurden auf Grund der vom mährischen Landesausschusse ermittelten maximalen Wassermengen bestimmt; hiernach wäre am Beginne der Reichsgrenzstrecke eine Quantität von 825 m^3 pro Secunde abzuführen. Die Entfernungen der Dämme steigen von 430 *m* bis 570 *m*, die Vorlandbreiten zu beiden Seiten von je 190 *m* bis zu 262·71 *m*. Zur Sicherung des Thales im Falle eines Dammbruches im Oberlaufe wie auch zur besseren Durchführung der Binnenentwässerung ist das ganze ungarische Inundationsgebiet in sieben Becken oder Buchten getheilt, deren Abgrenzungen zumeist durch Straßendämme oder Dämme von einmündenden Seitengewässern gebildet werden. Diese Becken sind folgende: von der Morawkamündung bis zum Cuninerbache, von da bis zum hohen linken Ufer der Ortsgemeinde Broczkó, von der Grenze dieser Gemeinde bis zum Miawaflusse, von hier bis zum Porecer Weg an der südlichen Grenze der Gemeinde Morva Szt. János, dann bis zum Jafruk, von da bis zur Rudavka und schließlich von der Rudavka bis Thebensee. Die vorhandenen alten Dämme werden reconstruiert. Die Baukosten sind von der königlich ungarischen Marchregulierungssection rücksichtlich der allgemeinen Regulierung des Flusses, einschließlich der ungarischen Seitengewässer und Hochwasserdämme, aber mit Ausschluss der auf österreichischem Gebiete liegenden Seitenflüsse und auszuführenden Dämme mit 4,223.963·50 fl. veranschlagt. Hiervon würde nur der Betrag von 2,129.254 fl., welchen der Bau der linksuferigen Dämme, der ungarischen Bewässerungsschleusen, der Wächterhäuser und Telephonleitungen auf ungarischem Gebiete sowie die Regulierung der linksseitigen Nebenflüsse erfordern, von der ungarischen Regierung allein zu tragen sein. Den restlichen Betrag, d. i. die Kosten der Durchstiche, der Neuherstellung der Mühlgräben in Göding und Hollitsch, der Baggerungen, der Brückenbauten und der Uferschutzbauten hätten die österreichische und ungarische Regierung gemeinsam zu tragen.

Ließen schon die Actionen des mährischen Landtages und der ungarischen Regierung die Hoffnung auf eine baldige, erfolgreiche Lösung der wichtigen Angelegenheit berechtigt erscheinen, so bot sich die volle Gewähr für eine rasche und glückliche Durchführung derselben,

als auch die österreichische Regierung beschloss, sich mit der Frage der Regulierung des Marchflusses in der Reichsgrenzstrecke näher zu befassen, und im Wege des Ministeriums des Innern, in dessen Ressort diese Thätigkeit fällt, den k. k. Oberbaurath Alfred Weber Ritter von Ebenhof beauftragte, alle auf österreichischer und ungarischer Seite auszuführenden Regulierungsarbeiten festzustellen, ihre Kosten zu berechnen und auf die betheiligten Uferstaaten zu repartieren, so dass die weiteren Verhandlungen auf sicherer Basis geführt und mithin Vereinbarungen getroffen werden könnten, die eine für alle Interessenten günstige Lösung ermöglichten. Handelte es sich hierbei auch ausschließlich um die Regulierung der March im letzten Theile ihres Laufes, so erschien doch naturgemäß die Regulierung der oberen Strecken damit energisch angeregt und in hohem Grade gefördert, denn jede Regulierung muss von unten begonnen werden, sollen nicht hier wesentlich vermehrte Überschwemmungen auftreten; gerade bei solchen Bauten erscheint jede halbe und stückweise, ohne Rücksicht auf das Ganze vorgenommene Arbeit als verlorene Mühe und verlorenes Geld.

Oberbaurath von Weber ist mit regem Eifer und Fleiße an die Durchführung der interessanten Aufgabe geschritten; er hat alle geologischen und hydrographischen Verhältnisse des Marchgebietes studiert, die vorhandenen Schutz- und Regulierungsbauten aufgenommen, die bisherigen Beobachtungen über die Wasserstände und Wassermengen und über die unmittelbaren Ursachen der Überschwemmungen erforscht; er hat der Geschichte der Marchregulierung seine Aufmerksamkeit geschenkt und die neueren, wichtigeren Regulierungsprojecte eingehend geprüft. Auf Grund aller dieser Informationen, unterstützt durch seine reichen Erfahrungen auf dem Gebiete des Wasserbaues, hat Weber ein ganz selbständiges Project nicht allein für die Strecke von Rohatetz bis Theben, sondern für den ganzen Lauf des Flusses bis hinauf zu jener Stelle, wo felsiges Gelände die Ufer bildet, ausgearbeitet und dasselbe in einem mit vielen Karten und Tafeln ausgestatteten größeren Werke veröffentlicht.[1])

Ehe wir auf das Project selbst näher eingehen, emfiehlt es sich, einen Blick auf den gegenwärtigen Lauf der March in der Strecke von der Morawkamündung bis Theben zu richten und ihren hydrographischen Verhältnissen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Die

---

[1]) Spielhagen-Schurich, Wien 1894.

eigentliche Reichsgrenzstrecke der March beginnt unterhalb des Dorfes Rohatetz an der Mündung des Morawkabaches, den man in seinem Oberlaufe nur unter dem Namen Ludomeritzerbach kennt. In zahlreichen Serpentinen durchzieht der Fluss die dichten Waldungen von Rohatetz und Göding einerseits, von Skalitz und Katov anderseits. Bei Göding zweigen rechts und links größere Mühlarme ab, von denen einige längst ihrer Bestimmung entzogen sind; wohl stehen noch die Mühlen und Sägen, aber keine emsigen Hände setzen sie in Betrieb.

Unterhalb Göding wird der Lauf der March noch unruhiger und gewundener; der leicht angreifbare sandige Boden und die in das Flussbett stürzenden Baumstämme veranlassen vielfach die schlängelnde Bewegung des Flusses, dessen Ufer in bunter Abwechslung Wälder, Auen und Wiesen bilden. Die Ortschaften befinden sich zumeist am rechten Ufer an der Grenze des Überschwemmungsgebietes, hochgelegen, gegen die verheerenden Fluten wohl geschützt. Zwischen Mährisch-Neudorf und Kopcsau durchquert die aufgedämmte, an Durchlässen reiche Straße das ausgedehnte Inundationsterrain und übersetzt mit einer Überfuhr das eigentliche Flussbett. Zwischen Landshut und Rabensburg betritt die March das Kronland Niederösterreich, stetig die Grenze gegen Ungarn bleibend. Der Charakter ihres Laufes ändert sich vorläufig nicht; auch die Umgebung gewinnt kein anderes Aussehen; in großen und kleinen Serpentinen windet sich der Fluss durch die Waldungen der Rabensburger und Hohenauer Reviere zur Rechten und der ungarischen Gemeinden Broczkó, Küti und Székelyfalva zur Linken. Nördlich von Hohenau empfängt die March ihren größten Zufluss, die im böhmisch-mährischen Höhenzuge entspringende Thaya. An einer stark ausgebildeten Serpentine mündet letztere unter fast rechtem Winkel in den Hauptstrom, so dass sich die Abflussverhältnisse sehr ungünstig gestalten und bei einem Hochwasserstande der March der Abfluss der Thaya vollständig gehindert wird. Diese tritt dann aus ihrem Bette und überflutet mit mächtigem Rückstaue weithin das Land. Gleichzeitig mit der Marchregulierung sollen auch die ungünstigen Verhältnisse an der Thaya beseitigt werden; das Regulierungsproject hierfür ist bereits vollendet, die Bildung der Wassergenossenschaft im Zuge. Von Hohenau führt, mittelst hölzerner Jochbrücke die March übersetzend, eine wichtige Straße quer durch das ganze Überschwemmungsgebiet nach Morva Szt. János (St. Johann an der March). Bei Drösing mündet die bereits regulierte Zaya in die March. Von hier ab bis Zwerndorf oberhalb Marchegg ziehen sich am rechten Ufer wohlerhaltene

Dämme hin, welche das anstoßende Gelände gegen Überschwemmungen schützen, während das Terrain am linken Ufer in seiner ganzen weiten Ausdehnung bis zum Fuße der Kleinen Karpathen dem Hochwasser preisgegeben ist. Der Lauf des Flusses ist regelmäßiger und ruhiger; erst bei Stillfried und Mannersdorf beginnt er wieder mehrfache Serpentinen zu bilden; der ungarische Ort Dimburg liegt hier in gefährdeter, von den Hochwässern bedrohter Lage knapp zwischen zwei Serpentinen. Zwischen Angern und Magyarfalva ist eine wichtige Engstelle, welche das Hochwasser der March schon weit oberhalb des ersteren Ortes zum Austritte zwingt und auf ungarisches Gebiet hinüberdrängt.

Nach kurzem, gestrecktem Laufe serpentiert die March zwischen Hochstätten und Marchegg wieder sehr bedeutend. Von Marchegg an, von jenem Punkte, wo die imposante Inundationsbrücke der Eisenbahnlinie Marchegg—Pressburg das Überschwemmungsgebiet durchquert, steht die March schon unter dem Einflusse der Donau, welcher sie in ziemlich gestrecktem, aber überbreitem und versandetem Laufe zuströmt, und in welche sie dicht bei Theben einmündet.

Das Niederschlagsgebiet der March von ihrem Ursprunge auf dem Spieglitzer Schneeberge bis zu ihrer Einmündung in die Donau beträgt nahezu 26.500 *km*²; hiervon entfällt eine Fläche von 17.000 *km*² auf die Reichsgrenzstrecke. Nach Theben gelangen sohin die Niederschlagswässer eines fast dreimal so großen hydrographischen Gebietes als jenes, dessen Niederschlagswässer die March bei Rohatetz abführt. Die in die Reichsgrenzstrecke einmündenden Seitenflüsse sind auf österreichischem Gebiete die Swodnica, die Thaya, die Zaya, der Waidbach, der Weidenbach, der Stempfelbach; am ungarischen Ufer die Morawka, die Miawa, die Rudavka, die Malina, der Stummbach und der Stampfnerbach. Der bedeutendste Seitenfluss ist, wie erwähnt, die Thaya; 280 *km* lang, umfasst sie mit allen Zuflüssen aus Mähren, Böhmen und Niederösterreich ein Gebiet von 12.750 *km*². Kein anderer Nebenfluss erreicht auch nur annähernd ein solches Niederschlagsgebiet; denn der zweitgrößte Zufluss, die Miawa, beherrscht bei einem Laufe von 72 *km* nur ein Gebiet von 750 *km*².

Das Inundationsgebiet der March in ihrem Laufe entlang der Reichsgrenze erstreckt sich bei dem ebenen Baue des Thales fast über die ganze Niederung desselben; seine Fläche erreicht im Durchschnitte eine Breite von 5 *km* und ihre größte Ausdehnung zwischen Zohor und Baumgarten mit 9 *km*. Die engsten Stellen des Inundations-

gebietes liegen bei Rohatetz, bei Sierndorf, bei Angern und zwischen Marchegg und Theben-Neudorf; hier sinkt die Breite des Thales auf 1·5 *km* herab. Von Rohatetz bis Drösing liegt der größere Theil des Überschwemmungslandes auf österreichischem, von Drösing bis Zwerndorf, wie schon oben angedeutet, auf ungarischem Territorium. Abwärts von letztgenanntem Orte vertheilt sich das Inundationsgebiet ziemlich gleichmäßig auf Österreich und Ungarn; bei Thebensee aber tritt die March dicht hinan an den Thebener Kogel und seine Ausläufer, so dass ihr Hochwasser die rechtsuferigen Gelände überflutet. Von besonderer Wichtigkeit erscheint die Lage und Festigkeit der vorhandenen Dämme, die schon in früheren Zeiten zum Schutze der Gelände erbaut wurden. Es bestehen in der fraglichen Flussstrecke drei Systeme solcher Dämme, die beiderseitigen Dämme in der Strecke von Rohatetz bis Göding nebst der linksuferigen Eindämmung der Morawka, die Eindämmung des ehemaligen Teiches „Nimmersatt" unterhalb Göding und schließlich die Dämme am rechten Ufer der March in Niederösterreich, die unter Subvention des Staates und des Landes in den Jahren 1887 bis 1892 auf Grund des Gesetzes vom 24. Juni 1886 hergestellt worden sind. Die zuerst angeführten Dämme sind unzureichend; unregelmäßig traciert und von ungenügender Stärke, schützen sie nur ein beschränktes Gebiet und weichen zumeist dem ersten Anpralle eines mächtigen Hochwassers. Der an zweiter Stelle genannte Damm wurde seinerzeit angelegt, um den unterhalb Göding sich ausdehnenden, 7 km^2 großen Teich „Nimmersatt" trocken zu legen; an der Stelle dieses Teiches, den ein Mühlgraben der March speiste, befinden sich heute die ertragreichsten Gründe der kaiserlichen Familienfondsherrschaft Göding. Das System der niederösterreichischen Dämme beginnt bei Hohenau und erstreckt sich, anschließend an den rechtsuferigen Damm der Thaya bei ihrer Vereinigungsstelle mit der March, nur von stellenweise höheren Ufern unterbrochen, in einem Zuge bis Dürnkrut. Von hier bis Angern ersetzt der Bahndamm der Kaiser Ferdinands-Nordbahn einen Hochwasserdamm; nur zwischen Mannersdorf und Wutzelburg wird ein ausgedehntes, fast rechteckiges Terrain zwischen March und Bahndamm durch einen besonderen Deich geschützt. Unterhalb Angern ist noch bei Zwerndorf ein kurzer Schutzdamm vorhanden, im übrigen aber ist das breite Gelände den verheerenden Überflutungen hilflos überantwortet. Die niederösterreichischen Dämme sind kräftig und wirksam gebaut, und wenn sie auch lediglich zum Zwecke eines sofortigen zeitweiligen Schutzes der am meisten gefähr-

deten Ortschaften und Culturen, nicht aber im Sinne einer einheitlichen Flussregulierung errichtet wurden, so können sie doch für die systematische Regulierung, wie sie von den beiden Reichshälften geplant wird, fast ausnahmslos Verwendung finden.

Die Breite des Bettes der March ist außerordentlich verschieden: sie wechselt zwischen 28 und 630 *m*; am Beginne der Strecke unterhalb Rohatetz 40 *m* betragend, erreicht sie bei der Marchegger Eisenbahnbrücke bereits 110 *m*; unterhalb dieses Bauwerkes beträgt sie im Durchschnitte 390 *m*. Die Wassertiefen schwanken nach den im Jahre 1892 durch die Pressburger Marchregulierungsexpositur vorgenommenen Messungen zwischen 0·48 und 5·28 *m* in nicht gestautem Wasser; das gestaute Wasser oberhalb Göding ist 6·25 *m* tief. Die Durchflussfläche des Querprofils ist zwischen dem Cuninerbache und der Miawa am kleinsten (65 m^2) und, abgesehen von der Strecke von der Marchegger Eisenbahnbrücke bis Theben, zwischen der Fajruk und der Rudavka am größten (689 m^2). In der erwähnten Strecke (Marchegger Brücke—Theben) wächst der Wasserquerschnitt infolge des kleinen Gefälles und der Überbreite der Profile in auffälliger Weise bis zu 2385 m^2; im Durchschnitte beträgt derselbe 1170 m^2 bei 1·17 *m* durchschnittlicher Wassertiefe.

Nach dieser kleinen aber nothwendigen Abschweifung von dem eigentlichen Thema unserer Betrachtungen wollen wir uns wieder dem Regulierungsprojecte Webers zuwenden. Dasselbe weicht von allen früheren Entwürfen wesentlich ab, denn schon die Grundlagen sind hier und dort ganz verschieden. Weber ist nämlich bei seinen Erhebungen über die Niederschlags- und Abflussmengen der March von dem Quellengebiete derselben bis zu ihrer Einmündung in die Donau zu ganz anderen Resultaten gelangt als alle seine Vorgänger; er hat auch bezüglich des Auftretens und der Bedeutung der Frühjahrs- und Sommerhochwässer wesentlich andere Verhältnisse constatiert, als der mährische Landesausschuss bei seinem Projecte voraussetzt. In dieser letzteren Hinsicht bestätigen Webers Studien vollinhaltlich die Annahmen, auf denen das Project der ungarischen Regierung basiert. Weber weist nach, dass in die Zeitperiode von 1881 bis 1893, für welche Zeit regelmäßige und verwertbare Pegelbeobachtungen vorliegen, 36 Hochwässer fallen; hiervon traten 11 Hochwässer, und zwar die weitaus höheren und bedeutenderen, in den Monaten Mai bis October, also in den Sommermonaten auf; von den drei größten Hochwässern, welche dem erwähnten Zeitraume angehören, ereigneten

sich zwei in den Monaten Juni (1883) und Juli (1891); nur ein Hochwasser trat im Monate März (1891) auf. Auch die Nebenflüsse der March zeigen zumeist in den Sommermonaten ebenso bedeutende Hochwasserstände wie im Frühjahre. So erreichte die Beczwa, welche für die Marchculmination zunächst von ausschlaggebender Wichtigkeit ist, den höchsten bekannten Wasserstand von 5·20 *m* im Monate August, während der höchste bekannte Frühjahrswasserstand nur 3·65 *m* betrug. Die Höhen der übrigen Sommerhochwässer sind jenen der Frühjahrshochwässer ziemlich gleich. Bei den anderen Seitenzuflüssen der March sprechen die Pegeldiagramme abwechselnd zugunsten der Hochwässer im Sommer oder im Frühjahre, ohne jedoch bedeutende Unterschiede für diese oder jene zu zeigen. In den Gebieten der Moštěnka, der Březnica, der Velička und der Olsawa überwiegen die Sommerhochwässer ganz entschieden an Bedeutung. In der Marchstrecke unterhalb Kremsier sind die Hochwässer im Frühjahre allerdings häufiger und größer gewesen als im Sommer, aber die Unterschiede sind geringe. Es ist dies auch erklärlich, denn die jährliche Periode der Regenhäufigkeit fällt im Marchgebiete auf die Monate Juni und Juli, und gerade zur Sommerszeit zeigen sich bedeutende Maxima der Monatsniederschlagssummen und der Tagesniederschläge. Diese Verhältnisse sind wesentlich andere als in Nord- und Mitteldeutschland, wo sich die Regenmenge auf das ganze Jahr mehr gleichmäßig vertheilt und die Eisgangsverhältnisse häufig im Frühjahre zu Hochwasserkatastrophen Veranlassung geben. In letzterer Beziehung hat man im Marchfelde wenig zu besorgen; durch die Sudeten, das Gesenke, die Beskiden und Karpathen gegen Norden und Osten gedeckt, erfreut sich dieses Thal sehr günstiger Temperaturverhältnisse, denen es ja auch zum größeren Theile seine geradezu berühmt gewordene Fruchtbarkeit verdankt.

Es sind also, wie alle diese Darlegungen beweisen, durchaus keine Momente vorhanden, welche die Annahme rechtfertigen, dass der Marchfluss seine gewaltigsten Hochwässer im Frühjahre führe und nur mittlere Sommerhochwässer kenne. Wenn aber diese Annahme fällt, so fällt auch der aus ihr gefolgerte Schluss, dass es genüge, die Niederungen des Marchthales durch verhältnismäßig bescheidene Anlagen gegen die Überflutung der mittleren Hochwässer zu schützen; man gelangt vielmehr ganz naturgemäß zu dem von Weber energisch vertheidigten und als Richtschnur für sein Project erwählten Grundsatze, die Uferländer der March unbedingt und in ausgiebiger Weise gegen die Überschwemmungen durch die Sommerhochwässer zu schützen

und höchstens jene ungewöhnlich großen Hochwässer außer Betracht zu lassen, welche ganz ausnahmsweise als säculare Ereignisse auftreten.

Ein solcher Schutz ist nur durch die Anlage von Dämmen erreichbar, welche das Hochwasser zum Abflusse in geregeltem Bette zwingen. Ein einfaches trapezförmiges Profil als gemeinsames Bett für Nieder-, Mittel- und Hochwasser hält Weber — und mit Recht — für unzweckmäßig. Der Unterschied zwischen den Wassermengen, welche die March einerseits bei Nieder-, andererseits bei Hochwasser führt, beträgt nach Webers Ermittlungen 1 : 200, d. h. die Mengen, welche bei Hochwasser in die Donau strömen, sind 200mal größer als jene, welche der Donau zur Zeit des Niederwassers zufließen. Solche Verhältnisse dulden nicht einerlei Profil; dies letztere würde, um dem Hochwasser einen sicheren und günstigen Abfluss zu gewähren, eine derartige Breite erhalten, dass sich das Flussbett bei Niederwasser infolge der geringen Wassertiefe unfehlbar verschlämmen müsste. Weber hat aus diesen Gründen gleich seinen ungarischen Collegen ein Doppelprofil gewählt: das innere, kleinere Profil, das möglichst in den Boden eingeschnitten ist, wird Nieder- und Mittelwasser zu Thal führen, während in dem großen, durch starke Dämme gebildeten Profile die Hochwässer ihren Abfluss finden sollen. Über die Kronen dieser Schutzdämme werden natürlich auch die Hochwässer der Frühjahre nicht hinüberfluten; um aber diese eintretendenfalls für die niedrig liegenden Felder auszunützen, soll durch entsprechende Anlagen die Einleitung derselben hinter die Dämme ins Auge gefasst und die düngende Bewässerung der Gründe ermöglicht werden. Überhaupt hat Weber, und dies ist ein besonderer Vorzug seines Projectes, auf die zweckmäßige Durchführung der Operationen der Bodenmelioration durch Bewässerung und Entwässerung im Zusammenhange mit der Regulierung der March besondere Rücksicht genommen.

Alle Einwendungen, welche bisher gegen die schadlose Abfuhr der größten Hochwässer der March in dem zu regulierenden Gerinne vorgebracht wurden und noch vorgebracht werden könnten, erscheinen nicht begründet. Man sagt, die Bewältigung solcher bedeutender Wassermengen ist unmöglich, und vergisst dabei, dass die ausgedehnte, viele Quadratmeilen bedeckende Inundation nicht eine Folge allzu großer Hochwassermengen ist, sondern nur durch die ungenügenden Durchflussprofile und durch die vielen Wehreinbauten, welche den Abfluss hindern, verursacht wird. Man behauptet weiters, dass eine systematische, gründliche und zweckentsprechende Marchregulierung unver-

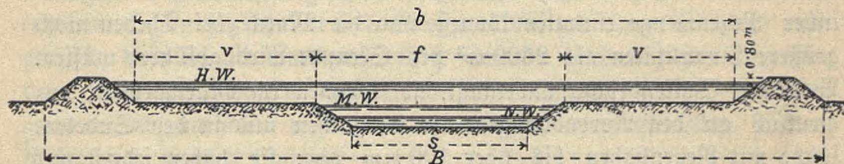
hältnismäßige, den Nutzeffect weit überragende Baukosten erfordern würde und man sich daher mit einer theilweisen, unvollkommenen Regulierung begnügen müsse. Auch dieser Einwand ist hinfällig. Zunächst darf nicht übersehen werden, dass die Baukosten mit der Vergrößerung der Durchflussprofile ziemlich proportional und mäßig anwachsen, und dass mit der Zweckmäßigkeit der Regulierung der durch sie erzielte Nutzeffect in viel rascherem Verhältnisse sich steigert. Bei Regulierungen mit ungenügenden Profilen bleibt der Nutzeffect wegen der nach wie vor eintretenden Überschwemmungen nur zu häufig vollständig aus, so dass die eventuellen Ersparungen an Baukosten als unverantwortliche Verschwendungen des Nationalvermögens sich herausstellen. Die von Weber empfohlenen Durchflussprofile sind nur um etwa 25% größer als diejenigen für die sogenannten „idealen mittleren Hochwässer"; es werden sich sonach auch die Baukosten nur um etwa 25% erhöhen; der Wert der Culturgründe, die sodann gegen alle schädigenden Hochwässer geschützt sind, wird aber weit bedeutender sich erhöhen. Schon jetzt haben viele Großgrundbesitzer ihren Pächtern mitgetheilt, dass sie die Pachtzinse ihrer Gründe nach erfolgter Regulierung wesentlich steigern werden, weil die Ertragsfähigkeit derselben ganz enorm zunehmen wird und die Pächter unvergleichlich höhere Einnahmen erzielen können.

Eine sehr schwierige Aufgabe bei allen Flussregulierungen bildet die Bestimmung der Größe der Flussprofile, die von der erst zu ermittelnden Größe der Wassermengen abhängig ist. Weber legt seinen Constructionen das Hochwasser im Monate März 1891, das größte bisher bekannte Hochwasser, zugrunde und berechnet, dass nach erfolgter Regulierung und Eindämmung der March bei der Morawkamündung, wo die Reichsgrenzstrecke beginnt, eine Hochwassermenge von 1300 m^3 und bei Theben, wo die March in die Donau mündet, eine solche von 2500 m^3 in der Secunde abfließen wird. Mit diesen Zahlengrößen geht er ziemlich weit über die Annahmen aller anderen Projecte hinaus; die Argumente, die er für seine Ziffern ins Feld führt, lassen diese aber im allgemeinen als zutreffend und der Wahrheit zunächstkommend erscheinen; ja es ist kaum zu bezweifeln, dass bei außergewöhnlichen Elementarereignissen im Marchflusse Wassermengen abfließen werden, noch weit größer als jene, welche Weber für „normale" Hochwässer ermittelt. Es erscheint nun interessant, das Verhältnis dieser Abflussmengen zu den Niederschlagsmengen der beobachteten großen Landregen vom Juni 1883 und Juli 1891 zu unter-

suchen und sich auch darüber klar zu werden, welche Abflussmengen ein maximaler 24stündiger Wolkenbruch im Marchfelde erzeugen könnte. In den Tagen vom 17. bis zum 22. Juni 1883 fiel im ganzen Marchgebiete bis Theben eine secundliche Regenmenge von 5000 m^3; der Abfluss der March in die Donau wäre sonach, falls dieser Regen den größten Landregen repräsentiert hätte, 50% des Niederschlages gewesen, was bei lang andauerndem Regen, welcher den Boden bis zur Sättigung durchnässt, nicht überraschen würde. Der Landregen vom Juli 1891 wies bis zur Morawkamündung die gleichen Regenmengen auf wie jener vom Juni 1883; im Thayagebiete waren die letzteren aber bedeutend geringer, so dass dieser Landregen für die unteren Marchstrecken nicht in Betracht kommt. Ein anderes bedeutendes Hochwasser, jenes im März 1891, war zum großen Theile durch die Schneeschmelze in den Hochlagen erzeugt und entzieht sich daher von selbst der analogen Betrachtung. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass im Laufe der Jahre auch Landregen mit 6000 bis 7000 m^3 secundlicher Regenmenge eintreten können und die March bei Theben noch größere Quantitäten als 2500 m^3 pro Secunde wird abführen müssen. Was die Wolkenbrüche anbelangt, so kommen im Marchgebiete, namentlich an den Nordabhängen der Karpathen und in den Sudeten, solche mit Regenhöhen bis über 100 *mm* vor; sie haben jedoch nur eine räumlich geringe Ausdehnung und beeinflussen den Wasserstand der March in keiner Weise. Der größte Schlagregen im Niederschlagsgebiete der March war jener vom 20. Juni 1883; die durchschnittliche Regenmenge betrug nach Beobachtungen in 86 Stationen rund 30 *mm*. Nach der von Klunzinger entwickelten, theoretisch wohl begründeten, praktisch erprobten Formel entspricht dieser Höhe eine Abflussmenge von 1987 m^3 pro Secunde. Ein derartiger, über das ganze Gebiet ausgedehnter Schlagregen würde sonach bei Theben in dem nach Webers Vorschlag regulierten Gerinne anstandslos abgeführt werden. Es sind aber, wie schon diese Andeutungen beweisen, nicht so sehr Wolkenbrüche und Schlagregen als vielmehr lang andauernde Landregen, welche die größten Elementarkatastrophen verursachen. Soweit nach den bisherigen Erfahrungen geurtheilt werden darf, werden Webers Profile für die geregelte Abfuhr der Hochwässer der March jedenfalls genügen; man wird aber kaum behaupten können, dass sie allzu stark bemessen seien.

Immerhin sind es großartige Dimensionen, mit denen wir es zu thun haben. Die Breite des Vorlandes auf jeder Uferseite, d. i. die

Breite jenes Streifen Landes, der zwischen dem Ufer des Niederwasserbettes und dem inneren Fuße des Hochwasserdammes sich hinzieht, wächst von 183·5 *m* in der Nähe der Morawkamündung bis zu 276·01 *m* bei Theben. Die Dämme, deren Krone mit 3·5 *m* Breite projectiert ist, sollen den angenommenen höchsten Wasserstand um 0·8 *m* überragen; sie werden 2·8 *m*, beziehungsweise 3·25 bis 3·45 *m* Höhe und entsprechend flache Böschungen erhalten; die Breite vom äußeren Dammfuße am rechten Marchufer bis hinüber zum äußeren Dammfuße am linken Ufer, also die gesammte Breite des für die Regulierung beanspruchten Grundes wird von 424 *m* bei Rohatetz bis auf 645 *m* bei Theben anwachsen. Allerdings geht nicht der ganze Landstreifen der Cultur verloren, denn Vorland und Dämme können als Wiesen Verwendung finden und werden je nach den Regen-, beziehungsweise Überschwemmungsverhältnissen alljährlich einen größeren oder geringeren Ertrag liefern.[1])



Scharfe Krümmungen sind für den Abfluss der Hochwässer nicht günstig; am besten bewegt sich das Wasser in sanften Curven. Darum sollen alle Bogen, deren Halbmesser kleiner als 500 *m* ist, entsprechend verflacht werden, so dass der Lauf der March in der Reichsgrenzstrecke um 44 *km*, d. i. um 30% der gegenwärtigen Flusslänge verkürzt würde. Für die neue Sohle ist eine parabolische Ausgleichscurve gewählt, deren niedrigster Punkt — am Zusammenflusse der March und Donau — 1 *m* unter dem bisher bekannten niedrigsten Wasserstande der letzteren liegen wird. Die Tiefe des Hochwassers, sofern dieses nicht ganz außergewöhnliche Verhältnisse zeigt, soll im regulierten Flussbette an der Mündung der Morawka 6·00 *m*, bei Theben 6·65 *m* betragen; das Mittelwasser wird sich 2·5 *m*, das Niederwasser 1·2 *m* über die neue Sohle erheben.

---

[1]) Das Cliché zu obiger Figur wurde uns von der verehrlichen Redaction des Centralorgans für das österreichische Bauwesen „Der Bautechniker“ liebenswürdigst zur Verfügung gestellt. Die Red.

In größeren Längen werden die concaven Ufer durch Faschinen- und Steinbauten gegen die fressende Gewalt des Wassers zu schützen sein; die Straßen, welche den Marchfluss kreuzen, sind über das Hochwasser zu heben, ihre Brücken sind zu erweitern; neue Inundationsbrücken müssen angelegt, zahlreiche Wehre reconstruiert werden; Culminations- und Ablassschleusen sind in genügender Zahl projectiert; für die Dammwächter sind eigene Wächterhäuser zu erbauen; eine Telephonleitung jedes Ufer entlang wird den Nachrichtendienst über Hochwasser und andere Vorkommnisse erleichtern. Auch die Nebengewässer der March werden im Bereiche des Hochwassers der letzteren eine geeignete Regulierung erfahren.

Die Verbesserung der äußerst ungünstigen Einmündung der March in die Donau war zuerst in der Weise geplant, dass erstere wieder in ihr altes Bett, das sie vor vielen Jahrhunderten durchströmt haben dürfte, und das, nach zahlreichen Spuren zu schließen, mitten durch die Ortschaft von Theben zog, zurückgeleitet werde. Man verließ aber diese Idee in Rücksicht auf die bedeutenden Kosten der Expropriation einer ganzen Ortschaft wie Theben und beschloss nach eingehendem Studium verschiedener anderer Vorschläge die Herstellung eines Durchstiches von einem Punkte zwischen Schlosshof und Markthof, der in gerader Richtung dicht an letzterem Orte vorüberführt und unterhalb desselben mit einem Linksbogen in die Donau einmündet, so dass der Winkel, welchen daselbst die March mit dem Parallelwerke der Donau bildet, 45° beträgt, also dem angestrebten Zwecke vollkommen entspricht. Der bei Markthof einmündende Stempfelbach soll durch einen Durchstich beim Meierhof vorbei in den Russbach und durch diesen in die Donau geleitet werden. Der rechtsuferige Marchdamm wird an den zu erbauenden linksuferigen Hochwasserdamm der Donau im Marchfelde direct anschließen; es werden also alle anliegenden Grundstücke an der Marchmündung sowohl gegen die Hochwässer der March, als auch gegen jene der Donau geschützt sein. Nur am linken Marchufer sollen von der Einmündung in die Donau bis gegen Thebensee hinauf keine Schutzdämme zur Ausführung gelangen, weil nach der Anschauung der ungarischen Regierung die geringe Ausdehnung des culturell wenig wertvollen Inundationsgebietes daselbst solche Anlagen als nicht nothwendig erscheinen läßt.

Die Baukosten für die gesammten Regulierungsarbeiten in der Reichsgrenzstrecke berechnet Weber zu 7,140.256 fl., wovon 3,593.410 fl. auf Ungarn entfallen würden. Nachdem das ganze Gebiet, welches vor den

verheerenden Überschwemmungen geschützt wird, ohne Wege, Vorland und Dämme einen Flächenraum von 311·3 km^2 umfasst, also der Schutz eines Quadratmeters Grundfläche nur 2·3 kr. kostet, so kann die Rentabilität des Regulierungswerkes nicht bezweifelt werden. Weber empfiehlt, die gesammten Bauarbeiten in einem Zeitraume von 10 Jahren durchzuführen und auf solche Weise die Beschaffung der hierzu erforderlichen Capitalien zu erleichtern.

Obwohl es uns ganz ferne liegt, den Leser mit einer Flut von Daten zu belästigen, welche nur für den Fachmann einen größeren Wert haben, so möchten wir an dieser Stelle doch einiger technischer Einzelheiten des Weber'schen Projectes gedenken, insoweit dieselben für weitere Kreise Interesse besitzen. Zunächst sei der Durchstiche und Flussbetträumungen Erwähnung gethan. Die ersteren, deren Länge über 35.000 *m* beträgt, vertheilen sich ziemlich gleichmäßig auf österreichisches und ungarisches Gebiet. Sie werden nicht im vollen Ausmaße durch Menschenarbeit hergestellt werden; man wird zunächst einen Graben — Cunette — ausheben, dessen Querschnitt mit dem dritten bis vierten Theile der projectierten Querschnittsfläche des Durchstiches gewählt erscheint, und die Ausbildung des restlichen Profiltheiles der Wasserströmung überlassen. Der Gesammtaushub wird nahezu 1,750.000 m^3 betragen; hiervon müssen drei Viertheile im Trockenen, ein Viertel unter Wasser zur Ausführung gelangen. Die letztere Arbeit überbleibt mächtigen Dampfbaggern. Der Abbau der alten Arme, welche der Cultur gewonnen werden sollen, wird mit 110 Absperrungen in der Gesammtlänge von nahezu 5 *km* erfolgen. Bedeutend ist die Länge der Dämme, zu deren Herstellung neben dem Aushubmateriale noch eigens gewonnenes Erdmaterial dienen wird. Sie beträgt auf österreichischem Gebiete 91, auf ungarischem Territorium 85, im ganzen sonach 176 *km*. Über die Combination der schon bestehenden Dämme, welche, wie bereits angedeutet, zum Theile umgelegt, zum Theile verstärkt werden müssen, mit den neu zu errichtenden Dämmen sei hier Folgendes bemerkt. Den Beginn der Dammanlagen bildet ein am linken Ufer der geradegelegten Morawka zum Schutze ungarischen Gebietes auszuführender Damm, an welchen sich die alten Dämme der Stadt Skalitz und der Gemeinde Kató anschließen sollen. Diese letzteren werden allerdings nicht in ihrer heutigen Lage verbleiben; sie sollen vielmehr gleich den gegenüberliegenden Gödinger Dämmen so weit vom Flussbette abgerückt werden, dass überall das volle Ausmaß der Vorlandbreiten gewonnen erscheint. Im Anschlusse an die Gödinger

Dämme wird zum Schutze der Stadt Göding am rechten Marchufer von der Abzweigung des Neumühlarmes aus bis zum Widerlager der eisernen Reichsstraßenbrücke bei der Tabakfabrik ein Hochwasserdamm errichtet, der sich jenseits dieser Brücke bis zum Damme der Localbahn Göding—Hollitsch und weiterhin bis zu dem alten Schutzdamme des ehemaligen Nimmersatt-Teiches fortsetzt. Da die Stadt Göding mit der Tabakfabrik dicht am Ufer des Marchflusses liegt, also ein Vorland auf dieser Seite nicht gewonnen werden kann, so muss der Damm auf dem linken Ufer, der sich an den Bahndamm der eben genannten Strecke anschließt, in eine dem Normalprofile entsprechende Entfernung von dem eigentlichen Flusslaufe gelegt werden. Der Damm des Nimmersatt-Teiches wird auf seine gesammte Ausdehnung von 4·5 *km* erhöht und verstärkt; gleichlaufend mit ihm wird das linke Ufer ein neuer Hochwasserdamm einsäumen. Unterhalb jenes Dammes läuft die March heute ungezügelt und frei; keine Dämme schützen das Land vor den zerstörenden Fluten ihrer Hochwässer; in Zukunft soll dies anders werden; mächtige Dämme sollen das Flussbett umschließen, dessen Vorland nur bei dem ungarischen Orte Broczkó einseitig auf ungarischem Boden liegen wird.

Von der Thayamündung an ändert sich vollkommen die Situation, denn hier beginnt das System der niederösterreichischen Dämme, die — wir haben schon darauf hingewiesen — lediglich eine mehr oder minder umfangreiche Reconstruction verlangen. Von Zwerndorf bis Theben ist in ununterbrochener Linie ein neuer Schutzdamm zu erbauen. Das ungarische Ufer besitzt in der ganzen Strecke von der Thayamündung bis nach Theben keine alten Dämme mehr; der hier aufzuführende neue Damm wird von Hohenau bis Stillfried parallel zu den auf österreichischem Gebiete liegenden alten und neuen Dämmen hinziehen, während das Vorland bei Dimburg zum größeren Theile auf das rechte Ufer und weiter abwärts unterhalb Angern in seiner ganzen Ausdehnung auf das linke Ufer fällt. Bei Thebensee wird der ungarische Marchdamm in dem hohen Terrain auslaufen. Der Kubikinhalt aller Schutzdämme der March in ihrem Laufe von der Mündung der Morawka bis nach Theben ist mit 4,600.000 m^3 ermittelt; die ungeheuere Masse vertheilt sich nahezu gleichmäßig auf das österreichische und ungarische Gebiet.

Die Uferschutzbauten, zum Theile aus Faschinen, zum Theile aus Stein projectiert, sind in einer Länge von 30 *km* vorgesehen. Für die Gödinger und Hollitscher Mühle sind bewegliche Wehre mit Roll-

ladenverschluss nach dem in Frankreich häufig angewandten System Cameré in Aussicht genommen. Zur Bewässerung sollen 49 Schleusen dienen. Von den auf österreichischem Territorium liegenden Nebengewässern der March werden der Stempfelbach, der Weidenbach, der Zayabach, die Thaya und die Swodnica reguliert werden. Über die geplante Correction des Stempfelbaches haben wir schon oben kurz berichtet; der Weidenbach soll seine Einmündung in die March bei Zwerndorf erhalten; bei dem Zayabache und der Swodnica handelt es sich hauptsächlich um die Anlage von Schutzdämmen, während für die umfangreicheren Arbeiten an der Thaya ein specielles Project bereits ausgearbeitet worden ist. Auf ungarischer Seite sind die Morawka, der Cuninerbach, die Miawa, der Fakruk und die Rudavka in das Regulierungsproject einbezogen worden; die Projecte fußen auf demselben Grundsatze, den auch Weber befolgt, nämlich auf der Anwendung von Hochwasserprofilen mit Rückstaudämmen an der Einmündung. Die Gesammtkosten für die Regulierung aller Nebengewässer, soweit diese Arbeiten im Interesse der Marchregulierung liegen, um deren Aufgabe zu einem gedeihlichen Abschlusse zu bringen, sind mit rund 414.000 fl. veranschlagt.

In den Monaten Mai und Juni 1894 fanden die ersten commissionellen Localverhandlungen statt, an denen die Vertreter der Staats- und Landesregierungen, die Verfasser der Regulierungsprojecte, die technischen Delegierten der Ministerien, der Statthaltereien, der Landesausschüsse, der Eisenbahnen und Gemeinden beider Staaten theilnahmen. An diese Verhandlungen schloss sich eine Conferenz der Verfasser der Regulierungsprojecte behufs Vereinbarung aller Grundlagen für ein gemeinsames Project. Auch hier gelangte man, beiderseits vom besten Willen beseelt, rasch zu günstigem Ergebnisse. Es gilt dies in besonderem Grade hinsichtlich der Festsetzung der Wassermengen als des Fundamentes der Regulierungsarbeiten. Auf Grund eingehender Prüfungen wurden die Berechnungen Webers acceptiert, jedoch von dem 20%igen Zuschlage, den Weber aus Sicherheitsrücksichten empfiehlt, vorläufig abgesehen, so dass die abzuführende Hochwassermenge bei Rohatetz mit 1080, bei Theben mit 2000 m^3 fixiert erscheint. Diesen Annahmen entsprechend wurden nun auch die normalen Durchflussprofile vereinbart. Nachträglich sprach aber die ungarische Regierung den Wunsch aus, die Breiten der Vorländer nicht im Sinne dieses Übereinkommens, sondern genau nach dem österreichischen, vom Oberbaurathe von Weber ausgearbeiteten Projecte zu bestimmen.

Hierdurch und durch eine im Jahre 1895 zu Wien abgehaltene Conferenz wurden die sicheren Grundlagen für ein einheitliches Detailregulierungsproject zwischen beiden Staaten vereinbart und auch von den beiderseitigen Regierungen genehmigt. Behufs Ausarbeitung eines endgiltigen Detailprojectes für die Grenzstrecke von Rohatetz bis Theben ward von österreichischer Seite in Lundenburg eine k. k. Marchregulierungsexpositur gegründet, welche gemeinsam mit der schon erwähnten, seit längerer Zeit in Pressburg bestehenden königlich ungarischen Marchregulierungsexpositur das einheitliche Detailproject für alle von beiden Uferstaaten gemeinsam auszuführenden Arbeiten verfassen soll. Die näheren Bestimmungen über die Dienstesorganisation der Lundenburger Expositur wurden auf einer im Monate Juni v. J. im Ministerium des Innern abgehaltenen Conferenz der österreichischen und ungarischen Ingenieure festgestellt. Noch im Laufe des Jahres 1895 hat die Expositur ihre Operationen begonnen. Erst nach Vollendung derselben kann an die Schaffung der bezüglichen Gesetze und des Staatsvertrages geschritten werden.

Schreitet sonach der lange gehegte Gedanke der Regulierung des Marchflusses in jener Strecke, wo sein Bett Österreich und Ungarn scheidet, einer baldigen und erfolgreichen Verwirklichung entgegen, so befindet sich auch die so oft angestrebte und versuchte Lösung der Regulierungsfrage der March von Rohatetz an bis hinauf zu ihrem Quellengebiete auf einem günstigen Wege. Wie die diesbezüglich durchgeführten Localcommissionen und die Verhandlungen der technischen Expertisen erwiesen haben, waren letztere mit Ausnahme des Vertreters des Bauamtes des mährischen Landesausschusses überzeugt, dass jene Grundsätze, nach denen die Regulierung der Grenzstrecke erfolgen wird, auch für die March im oberen Laufe die einzig richtigen sind. Möge hierüber die definitive Entscheidung wie immer fallen, was Webers diesbezügliche Verdienste nicht zu schmälern vermag, so steht nunmehr die Marchregulierung für die ganze Ausdehnung des Flusses auf einer einheitlichen, zweckmäßigen Basis; man weiß endlich in allen Kreisen, die hierbei betheiligt sind, was angestrebt werden muss, und wie es erreicht werden kann, und von solch klarer Erkenntnis bis zur segenbringenden That ist füglich nur ein Schritt, der unter den Auspicien der Regierungen Österreichs und Ungarns sicher bald erfolgen wird.



Eine Studienreise nach Italien und Griechenland.

Mit einer Illustration.

Vom k. k. Gymnasialprofessor **Dr. Anton Frank.**

(Schluss.)

Reichenberg.

Einige Theilnehmer der Reise, es waren etwa zwölf Herren, verlangte es, vom Kynthos aus, an dessen felsige Wand gelehnt Leto den Lichtgott gebar, das aufgehende Tagesgestirn zu erwarten. Es war keine leichte Mühe, den Weg über das Trümmerfeld und durch das vom Morgenthau triefende Gras zu nehmen, um zur rechten Zeit die Spitze des Berges zu gewinnen. Die safrangelbe Eos hatte bereits den leichten Nebel, der sich über das Meer gelegt hatte, durchbrochen, plötzlich blitzte es über den zackigen Höhen von Ikaria auf, und langsam hob sich das brennende Gestirn. Es war etwa zur Hälfte sichtbar; da begann von rückwärts her, mochte dies eine Wirkung der dazwischen liegenden und von Dünsten erfüllten Luftschichten oder des unverwandt schauenden Auges selbst sein, sich eine hellere Lichtflut über die abdunkelnde Scheibe zu ergießen, und sprungweise schien das ganze Schauspiel über dem dunklen Untergrund des Gebirges emporzurücken, bis der volle Sonnenball ruhig in der Luft schwebte. Und wirklich in reicherer Fülle sendet der strahlende Gott sein Licht hier herab auf die im Kreise liegenden Inseln, die allmählich auch aus weiter Ferne sich dem Blicke zeigen, und auf das stille Meer, dessen spiegelnde Fläche den Glanz nochmals heraufwirft. Von Delos steuerte der Dampfer um die Nordküste von Syros, dann zwischen Kythnos und Keos hindurch nach der Hafenstadt Poros, und nach einer zweistündigen Fußwanderung betraten wir die waldige Uferhöhe von Kalauria, wo der Tempel des Poseidon stand und der von Antipaters Schergen verfolgte Demosthenes sich den Tod gab. Ein Besuch des alten Trözen, der Stadt Epidauros und des Tempels der Athene auf Ägina endete die Inselreise, und den 22. April lief „Iris“ wieder in den Hafen von Piräus ein. Wir erfuhren nun erst von dem Unglücke, welches in diesen Tagen das Erdbeben über Lokris gebracht hatte. Auch wir sollten noch die Macht des „Erderschütterers“ erfahren. Wenn auch die häufigen Erdstöße in Athen keinen erheblichen Unfug verursachten, so waren sie dennoch genug zu spüren, und der Parthenon nahm durch sie einen solchen Schaden, dass die griechische Regierung

den Bau nach dem Gutachten des Baurathes Dr. Jos. Durm vor dem weiteren Verfalle nunmehr sichern zu müssen glaubte. Die durch die Inselreise unterbrochene Arbeit wurde wieder aufgenommen. Wir Österreicher hatten auch die Gelegenheit ergriffen, der Frau Schliemann ob der Verdienste ihres verewigten Gemahles, dessen kunstreiches Grabmal auf dem griechischen Friedhofe südlich vom Ardettos der Vollendung entgegengieng, unsere Verehrung auszudrücken.

In diese Zeit fielen die griechischen Ostern. Die Griechen begehen die Leidenswoche unter inniger Theilnahme. Wie aber Charsamstags um die mitternächtliche Stunde der Freudenruf „Christus ist erstanden!“ erschollen ist, erwacht auch die Lebenslust in ihren Herzen. Da ist keiner so arm, dass nicht ein am Spieße gebratenes Osterlamm und ein Osterkuchen, in welchen ein rothes Ei eingebacken ist, auf seinen Tisch kämen, selbst die Wachabtheilung beim Finanzministerium briet sich am Vormittage des Ostersonntags mit aller Aufmerksamkeit auf dem offenen Platze vor der Wachstube zwei feiste Lämmer. Die Volksfreude greift auch zum Tanze. Es finden sich die Burschen vor dem Eingange zur Akropolis zu einem Reigen zusammen, auch die Hauptwache der königlichen Residenz, welche von den Jägern in albanischer Tracht, von den „Schöngegürteten“ bezogen wird, verkürzt sich an diesen Tagen durch einen Tanz im Burghofe den einförmigen Dienst. Die schmucke Kleidung, die sie tragen, der dunkelrothe Fez auf dem Haupte, die kurze blaue Jacke mit den längs der Naht geöffneten Ärmeln, die schneeig weiße, faltenreiche Fustanella um die Hüften und Arme, die eng anliegenden weißwollenen Beinkleider und Strümpfe und die rothen Schnabelschuhe stimmen vollkommen zu den sprunghaften, schwebenden und wiegenden Bewegungen, die sie, in längerer Reihe aneinandergeschlossen, ausführen. Dabei halten sie sich nicht mit der bloßen Hand, sondern mit dem weißen Taschentuche, und der Reigen bewegt sich nach rechts im Kreise. Der erste hebt zugleich ein Lied an, und es antworten die übrigen im Refrain, die Stimme wird leidenschaftlicher und die Bewegungen lebhafter, denn der Chorführer scheint zu improvisieren, und er dreht sich zum Refrain um die hochgehaltene linke Hand. Am Osterdienstag strömen Einheimische und Fremde nach Megara, um die dort üblichen Volkstänze zu sehen. Es verkehren auch dorthin von Athen und vom Peloponnes Vergnügungszüge. In geringer Entfernung von dem Bahnhofe an der Südseite der Stadt, deren gelblichweiße, flachgedeckte Häuser sich stufenförmig zu den beiden alten Burghöhen übereinander schieben,

entwickelt sich das bunte Treiben, unseren Kirchweihfesten vergleichbar, nur fehlen die Gaukler und Schaubuden mit ihren Sehenswürdigkeiten. Aus der Schenke, welche den mäßig großen, unebenen Platz gegen die Stadtseite abschließt, tönt uns schrille Musik entgegen. Eine Geige, ein Triangel und eine Flöte wirken in frohem Bunde. Unter dem weit vorspringenden Dache, im Inneren der Schenke selbst sind die Tische dicht besetzt, man drängt sich durcheinander, und mit Lust spricht man dem Arnaki (Lammsbraten), dem mit dem Harze der Strandkiefer versetzten Landweine zu sowie den kleinen angesäuerten und mit Sesam bestreuten Weizenkuchen. Nun strömen auf dem Platze die Leute zusammen, eine Hirtenpfeife hat eine einfache Weise begonnen, und zu ihrem Takte bewegen sich vier Burschen in einem kreuzförmigen, rhythmischen Gegentanze. Wie sie geendet haben, vollführen die Mädchen ihren Reigen. Sie sind heute aus ihrer gewohnten Zurückgezogenheit herausgetreten, und ob arm oder reich, halten sie es für schicksam, selbst im Tanzschritte vor aller Augen zu erscheinen. Die einen tragen nur ein ärmliches Kleid von gedrucktem Baumwollzeuge, andere wieder in schwarzem Seidenrocke und bunter Schürze, in dunkelrother oder blauer Sammetjacke mit glänzender Gold- und Silberstickerei bringen ihren Reichthum zur Schau, größere Gold- oder Silbermünzen, die an Kettchen aneinander aufgereiht zum Brustschmuck dienen, das Haupt bedeckt ein kleines anliegendes Käppchen aus schuppenartig zusammengefügten Gold- oder Silberblättchen, und darüber ist der lange weiße Schleier geschlungen. Indem sie die Arme vor der Brust verschränken und an 30 oder 40 sich in enger Reihe aneinander schließen, schreiten sie bei einem eintönigen Liede, welches alle mit gedämpfter Stimme mitsingen, vier Schritte seitwärts gegen rechts vor und wieder drei Schritte zurück.

„Ein Mädchen sang gar lieblich einst an einer schmalen Brücke.
Die Brücke barst ob des Gesangs, der Fluss stand still darüber,
Der Löwe, der es hört, bleibt stehn und lauscht den zarten Tönen:
‚Das Mädchen, das soeben sang, noch einmal mag es singen!'
‚Nein, ob ich auch gesungen hab', ein Klagelied nur war es,
Im fremden Land mein Bruder weilt, mein Mann ist auf dem Schiffe.'“

So bewegen sie sich in unregelmäßigen Linien hin und wieder.

Auf besonderes Ansuchen hatte Professor Dr. P. Wolters die Freundlichkeit, einige Vorträge vor den Funden im Akropolis- und Nationalmuseum zu halten. Er sprach über die Anfänge der griechischen Plastik und über die mykenische Epoche. Mit dem 5. Mai wurde die Reise über Korinth, Patras und Pyrgos nach Olympia angetreten

und drei Tage dem Studium der bloßgelegten Stätte und dem Museum gewidmet. Das Thal des Alpheios bis zum Freierhügel wurde durchwandert und die Höhen westlich von Olympia besucht. Wäre es nicht der Bewohner, welcher den Fremden erinnert, dass er sich auf Morea befindet, die üppigen Wiesen und fruchtbaren Felder der elischen Ebene, die ausgedehnten Eichenwälder, durch welche die Eisenbahn führt, und das anmuthige Thal bei Olympia, welches das Geläute der Herdenglocken durchtönt, mahnten mehr an unsere Ebenen und Alpengegenden. Nach Patras wieder zurückgekehrt, besichtigten wir die Stadt und giengen den 10. Mai an Bord des Lloyddampfers „Orion", um Brindisi zu erreichen. In mondheller Nacht sahen wir vom Verdecke die Umrisse der felsigen Ithaka, an welcher der Dampfer nahe vorüberfährt. Ein Besuch von Corfu war wegen der Quarantaine — das Schiff kam von Constantinopel — mit Schwierigkeiten verbunden. Als der Dampfer in vorgerückter Nacht sich langsam dem Hafendamme von Brindisi näherte, klang uns in weichem, metallischem Tone die österreichische und deutsche Volkshymne entgegen. Derselbe Knabe, der bei unserem ersten Aufenthalte manchen Soldo für sein Lied erhalten hatte, stimmte sie auf seiner Mandoline an.

Den nächsten Morgen gieng die Fahrt nach Tarent, um die alte Hafenstadt und das an Terracotten reiche Museum zu sehen. Der Golf von Tarent bildet an der Stadt einen doppelten Hafen, den äußeren, größeren im Westen derselben, das Mare grande, und den inneren, kleineren im Osten, das Mare piccolo. Auf der nun dreieckigen Insel, welche beide trennt, gründeten lakonische Griechen unter Phalanthos, dem Sohne Poseidons, Taras, die Stadt. Die günstige und gesunde Lage, der Gewerbefleiß und die rege Handelsthätigkeit der Bewohner erhoben Tarent zur reichsten und mächtigsten griechischen Colonie auf dem Boden Unteritaliens. Ihr Glanz schwand, als sie dem römischen Reiche einverleibt wurde. Wenn das heutige Tarent wieder im langsamen Aufblühen begriffen ist, so verdankt es dies besonders dem Umstande, dass die italienische Marine hier eine Flottenstation und ein Arsenal erhalten hat. Von dem Festlande führt eine steinerne Brücke mit sechs niedrigen Bogen zur Nordspitze der Insel. Hier in unmittelbarer Nähe an dem äußeren Hafen, in welchem die Handelsschiffe vor Anker liegen, ragt ein gewaltiger viereckiger Thurm auf. Er gehört zu der Citadelle, welche Romadello Orsini im Jahre 1404 erbaut hatte, um den nördlichen Eingang zur Stadt zu decken. Mit wenigen Schritten stehen wir auf dem einzigen großen Platze

der alten Stadt, der Piazza di Fontana. Er bezeichnet zugleich die niedrigste Stelle derselben und hat seinen Namen von der Fontäne, welche ihn schmückt. Die drei Hauptstraßen der Stadt münden hier ein, die Marina, welche an dem Ufer des kleinen Hafens zur südlichen Seite der Insel führt, die steil ansteigende neue Straße Vittorio Emanuele, die auf hohen Ufermauern die westliche Seite der Insel umschließt, und die mittlere, die Strada Maggiore, der Corso der Tarentiner. An der einen Seite des freien Platzes öffnet sich ein Thorbogen zum Mare piccolo. Hier befindet sich der Fischmarkt, es legen die Fischerbarken mit ihrem Fange an, und der Blick schweift über die von Kähnen und Barken belebte Wasserfläche. Unzählige schwarze Pfähle ragen im nördlichen Theile über den Wasserspiegel hervor. Es sind die Austernbänke, wo die Schalthiere gezüchtet werden. Auf der entgegengesetzten Seite ankern die italienischen Kriegsschiffe, und auf der sanft ansteigenden Lehne erheben sich die Gebäude der Marine und die Häuser der neuen Stadt. Hier hatten einst die reichen Römer ihre Villen und Gärten, das ist der „anmuthige Winkel", wo Horaz seine Lebenstage zu beschließen wünschte, „die lachenden Gefilde des Galäsus", der sich hier in den geschützten Hafen ergießt. An dem Fischmarkte führt die Marina unmittelbar vorüber. Über einige Stufen betritt man die feuchte, schmutzige Straße, die niedrigen Festungsmauern zur linken Hand versperren den Ausblick auf den Hafen. Über dieselben haben die Fischer die Netze zum Trocknen geworfen, sie bessern die schadhaften Stellen aus, knüpfen neue Netze, ihre Weiber sitzen mit Rocken und Spindel im Sonnenschein und wickeln das Garn auf die Spule, die halbnackten Kinder tummeln sich zwischen ihnen hindurch oder wälzen sich auf dem Boden. Man achtet kaum des Fremden, und die Bettelei ist weniger fühlbar. Die Häuserreihen an der anderen Seite der Straße erinnern durch die übereinandergeschichteten Stockwerke und die engen Gassen, in welche man hineinsieht, an Venedig. Bevor die Straße die südliche Seite der Insel erreicht, biegt sie nach rechts ein und steigt dann allmählich an, um sich in der Nähe des Castells mit den früher genannten beiden Straßen zu vereinigen. Von dieser Stelle führt die neue eiserne Brücke über den tief eingeschnittenen Canal, welcher den äußeren Hafen mit dem inneren verbindet und die dritte, kürzere Seite der Insel bildet, zur neuen Stadt hinüber. Der fünfeckige, von der Marine benützte Bau des Castells mit den fünf runden Thürmen schützt den Eingang des schiffbaren Canales. Der alten Stadt geben die hohen, zusammengedrängten Häuser, über

welche die Thürme der Castelle, Klöster und Kirchen herausragen, ein besonderes Gepräge, die neue Stadt zeigt dagegen breite und gerade Straßen, geräumige Häuser mit architektonischem Schmuck, mehrere öffentliche, mit Bäumen bewachsene und mit Ruhebänken versehene Plätze. Hier ist auch das Museum in den unteren Räumen eines aufgehobenen Klosters nothdürftig untergebracht. Die Stadt selbst bietet wenig Überreste aus dem Alterthum. Im Klosterhofe von Sta. Trinità sind die oberen Theile von zwei mächtigen dorischen Säulen enger Stellung zu sehen, sie treten kaum mit einem Drittel ihrer Stärke aus der Klostermauer heraus, und im Inneren der alten Basilika S. Cataldo stehen 24 antike Säulen mit korinthischen Capitälern, welche die Rundbogen tragen. Sie mögen wohl von einem römischen Tempel stammen. Die Basilika, welche zugleich Metropolitankirche ist, liegt auf der Höhe der alten Stadt, und in wenigen Schritten erreicht man den breiten Quai Vittorio Emanuele. Auf dieser Höhe stand die alte Akropolis. An der Ufermauer, die gegen das Meer steil abfällt, führt eine Brüstung entlang. Von hier aus genießt man einen außerordentlich schönen Ausblick über den tarentinischen Golf. Das sanfte Ufer biegt nördlich von der Stadt in ebenmäßigem, immer weiterem Bogen gegen die Küste von Lucanien ab, die scharfen Spitzen, Cap S. Collicchio im Norden und Cap S. Vito im Süden, schieben sich in den glänzenden Spiegel vor, sie bezeichnen die Grenze des äußeren Hafens, die kleinen Inseln S. Pietro und S. Paolo, welche zur Sicherung des Hafens durch einen Damm verbunden sind, liegen um ein weniges gegen Westen zwischen ihnen, und im fernen Hintergrunde stehen in Duft verschleiert die Bergesgipfel des Apennin. Da ward auch Gelegenheit, einem eigenthümlichen Fischfange zuzusehen. Zwei leichte Fischerkähne hielten sich stets nahe beieinander. Jeden Kahn bedienten zwei Mann. Sie fuhren vorsichtig und in aller Stille. Etwa 50 *m* vom Ufer entfernt hielten sie, und indem der eine seinen Kahn gegen rechts, der andere gegen links zu einem Kreise rasch durch das Ruder trieb, warf der zweite zugleich das Netz, welches sie in den beiden Kähnen bereit gelegt hatten, in das Wasser nach. An den Korkstücken, die an der Oberfläche schwammen, war zu ersehen, dass das Netz einen Zirkel von etwa 10 *m* im Durchmesser bildete. Es reichte offenbar bis auf den Meeresgrund hinab, und die Fische, welche sich in dem durch das Netz abgeschlossenen Cylinder befanden, konnten nicht mehr entweichen. Die Kähne bewegten sich im Inneren des Kreises. Nun nahm einer der Fischer eine Glasflasche hervor,

tauchte ein Stäbchen in dieselbe und spritzte die Flüssigkeit, welche sie enthielt, auf die so abgegrenzte Fläche. Es war Öl, das die leichten Wellen glätten sollte, damit man besser hinabsehen könne, denn es legte sich ein zweiter an die Vorderseite seines Kahnes, so dass die Brust über den Rand desselben ragte, und hielt den Fischerzack mit der rechten Hand zum Stoße bereit. Es mochte sich wohl keine Beute zeigen, weil der Wurf nicht ausgeführt wurde, sie zogen jedoch mit dem Netze selbst einige größere Fische empor, die sich in den Maschen verfangen hatten.

Den 13. Mai langten wir zu einem achttägigen Aufenthalte in Pompeji ein. Wir waren seit der Abreise von Athen wieder zwei Reisegefährten, und hier fanden wir noch einen dritten Collegen. Pompeji ist zu einem guten Drittel ausgegraben worden, den übrigen, östlichen Theil gegen das Amphitheater bedeckt noch Saatfeld. Das Korn, welches auf demselben angebaut war, gieng eben der Reife entgegen. Es erweckt einen ganz eigenartigen Eindruck, wenn man durch die mit dem dunkelgrauen Vesuvstein wohl gepflasterten Straßen der Stadt wandelt. Die Zurüstungen und Bedürfnisse, welche das gewöhnliche Leben erfordert, begegnen uns noch auf Schritt und Tritt. Da stehen an den Straßen und Plätzen die öffentlichen Röhrbrunnen, die bleiernen Wasserröhren sind im Erdboden eingebettet; an einer Straßenecke hängt noch das Schild eines Weinhändlers: zwei Männer tragen auf einer Stange eine große Amphora; die Bäckereien mit den doppeltrichterförmigen steinernen Handmühlen und dem Backofen geben uns Einlass; die Tuchwalken zeigen noch ihre Einrichtung; die Garküchen und Schenken mit den Verkaufstischen, in welche die bauchigen irdenen Töpfe eingelassen sind, öffnen sich gegen die Gasse; für geräumige Verkaufshallen und mehrere Bäder, welche der allgemeinen Wohlfahrt dienten, hatte das Gemeinwesen, das hier leibte und lebte, Obsorge getroffen. Und betreten wir von der Straße durch den einzigen, unscheinbaren Eingang die Wohnhäuser seiner Bürger, so weht uns aus dem wohlumfriedeten Raume noch etwas von der häuslichen Stille und Ruhe an. Unsere Wohnungen versetzen uns durch die zahlreichen Fenster, die Erker und Balkone zu einem Theile auf die geräuschvolle Gasse. Hatte der Thürhüter hinter dem heimkehrenden Pompejaner die Thüre geschlossen, so war derselbe sich und seinen Hausgenossen ganz zurückgegeben. Nur durch die weiten Öffnungen des Atriums und des Peristyls, welche das niedrige und gegen den inneren Raum abfallende Dach ließ, sah er hinauf zu dem unwandelbaren Himmel. Allein „draußen, wenn er in die Öffentlichkeit hervorgieng“, zog ihn das

Gemeinwesen mehr in sich. In den weiten Säulenhallen der Basilika, wo der bestellte Richter auf erhöhtem Sitze den Rechtsspruch gab, fanden sich die Bürger zusammen, die beiden Theater in der südlichen Stadt, das Amphitheater an der Stadtmauer hatten Raum genug, die Gemeinde zu fassen, der dreieckige Marktplatz an den Theatern, das große Forum in der Mitte der Stadt, dessen Langseiten schattige Säulenhallen umschlossen und zahlreiche Ehrenstatuen schmückten, dienten dem staatlichen und geselligen Verkehre, das störende Wagengerassel war davon verbannt. Und da Leben und Götterverehrung aneinander hielten, erhebt sich an der nördlichen Schmalseite auf hohem Unterbau Jupiters Tempel, sein Altar steht auf der Fläche des Forums, und weite Treppenstufen führen hinan auf die freie Platte vor dem eigentlichen Heiligthume, in welchem der höchste Gott im Cultbild thronte:

„Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!"

Wohl mit Absicht, so muss man meinen, ist die lange Achse des Forums in der Richtung des Vesuvs gelegt, der in seinen majestätischen Formen auf die Stadt hinabblickt. Er hat sie unter Asche und Bimsstein begraben, und gut verwahrt lag sie unter der schützenden Decke. Nun wandelt ein spätes, fremdes Geschlecht durch die öden Straßen, die dachlosen Wohnungen und Tempel, zwischen den Säulen und dem Gebälke der zerstörten Hallen. Nur unzählige Eidechsen bevölkern die todte Stätte. Die zierlichen, hellgrün gleißenden Thierchen baden sich an der warmen Sonne, und in flinkem Husch suchen sie vor dem schallenden Tritt über Steine und Mauern in den Ritzen und Löchern ihr Versteck.

Oftmals sahen wir an den lauen Maiabenden vom freien Platze der Bahnstation Pompeji dem erhabenen Schauspiele zu, wenn der feurige Odem des Riesen in langsamen Zügen auf der Dampfwolke, welche über dem Krater schwebt, aufleuchtete. Unser freundlicher Wirt, ein biederer Schweizer, der in der päpstlichen Garde gedient hatte, besorgte den Wagen, der uns bis an den Kegel des Berges bringen sollte. Hinter Resina, welches auf dem verschütteten Herculanum erbaut ist, steigt die Fahrstraße zwischen den Umfriedungsmauern der Weinpflanzungen und Gärten allmählich an, durchschneidet dann die öden und zerrissenen Lavafelder und endet beim Bahnhofe der Drahtseilbahn. Hier warten die Vesuvführer. Wir glaubten der Dienste, die sie uns anboten, entrathen zu können und wählten den letzten Aufstieg zu Fuß und allein. Sie aber giengen unverdrossen mit uns einher,

denn sie wussten wohl, was noch kommen würde. Und wirklich, es war kaum die Mitte der steilen Bahn erklommen, da griff man gerne nach dem Ajuto, dem Riemen, welchen die Führer über ihre Schulter werfen, um daran dem nachschreitenden Fremden emporzuhelfen. Nun war auch die breite, in der Richtung gegen Neapel sanft geneigte Fläche, welche der letzte große Ausbruch des Berges vom Jahre 1872 gebildet hatte, erreicht. „Avete fortuna!" meinten die Führer, als sie sahen, wie sich die Dampfsäule in gerader Richtung vom Berge erhob. Von Neugierde und etwas Bangen getrieben, eilen wir vorwärts. Vom Krater her rollt das dumpfe Getöse, die Schritte dröhnen auf der von Höhlungen durchzogenen Lava, aus Spalten und Öffnungen strömen heiße Dämpfe, deren feste Theile sich zu Gebilden, wie sie die Termiten bauen, ablagern, und endlich gähnt der gewaltige Trichter vor unseren Füßen hinab in die Tiefe. Die jähen braunen und schwarzen Wände sind von den hellgrauen und gelben Kalk- und Schwefelablagerungen mannigfach gezeichnet. Im untersten Raume wogt der graue Dampf und glüht von unten her im feurigen Widerschein, die mephitische Dunstsäule ringt sich empor, und heiße Luft weht in das Angesicht; nun platzt unter donnerartigem Gepolter tief in der Öffnung der glühende Brei und wirft die rothe Schlacke weit hinaus, sie erstarrt im Falle und sinkt wieder zurück in den höllischen Schlund. Es ist ein Anblick, der Schauder und Bewunderung zugleich erregt. In gerader Linie neben dem Bau der Drahtseilbahn gieng es durch die tiefe, körnige Asche wieder hinab. Nachdem wir im Observatorium den Seismographen, Palmieris sinnreichen Apparat, dem Feuerriesen den Puls zu fühlen, besichtigt, hatten wir noch Muße genug, in einer Osteria bei einem Gläschen Lacrimä Christi hinabzusehen auf Neapel und seinen schönen Golf. Auf dem Rückwege begegneten wir wieder dem „Eremiten vom Vesuv". Er ist wohl jedermann, der den Berg von dieser Seite besteigt, eine bekannte Figur. An der Straße etwas unterhalb des Observatoriums hat er seine Wohnung aufgeschlagen. Aus plattenförmigen Vesuvschlacken, die lose herumliegen oder leicht abzubrechen sind, ist eine niedrige Höhle hergerichtet, deren eine Seite gegen den Weg frei steht. Ein wenig Moos und Stroh bezeichnet darin das dürftige Lager. Der Inwohner selbst, in vollem grauen Bart und langem Haupthaar, angethan mit einem fadenscheinigen braunen und um die Hüften gegürteten Gewande, kommt langsamen Schrittes dem Fremden entgegen, eine Gabe zu erbitten.

Von Pompeji aus wurden Castellamare und Pästum besucht, und es schloss sich sachgemäß Neapel an. Die wertvollsten Funde aus

der römischen Provinzialstadt befinden sich im Museum von Neapel. Die Stadt bietet zudem mit dem wirren Menschengetriebe, den reichen Kunstsammlungen und ihrer geschichtlichen Umgebung des Anziehenden genug. Hier brandet und glüht das Leben wie die See, an welche sie sich herandrängt, und der phlegäische Boden, auf dem sie gegründet ist. Unter den schattigen Laubgängen der Villa Nazionale, welche vom Golfe her die frische Luft durchweht, findet sich gegen Abend die vornehme Gesellschaft ein, in dem noch stehenden Theile des Fischerquartiers, in dessen gedrängte und von schmutzigen Laken überhängte Winkel man von der Strada di Sta. Lucia hineinblickt, spielt sich das häusliche Leben halb auf der Gasse ab, zu dem Hafendamme an der Villa del Popolo und auf dem nahen Mercato strömt der geschäftliche Verkehr zusammen, der Toledo, die große Pulsader der Stadt, mit dem Rasseln und Peitschengeknall der Gefährte, dem Schreien und Rufen der Verkäufer, den zudringlichen Bettlern, dem Schieben und Stoßen der Menge, auf welche Poerios und Dantes Standbilder herabsehen — welche wechselnde Bilder bietet das nimmer ruhende Gewoge! Ernst und finster drohen die starken Castelle über der Stadt oder sind weit ins Meer hineingebaut, und es ragen die Festungsthürme aus der dichten Häusermasse hervor. Dieses bewegliche und lebensfrohe Volk der Neapolitaner konnte kaum einen einheitlichen Gedanken fassen, in welchem es sich auflehnte gegen einen mächtigen Zwingherrn; nur gegen die fremden Eroberer, welche die bevorzugte Lage Neapels an dem Meere und das fruchtbare Land herbeilockten, waren so mächtige Schutzwehren geschaffen. Auch die westliche Gegend der Stadt wurde besucht, der Posilip, Bagnoli, Puzzuoli, die Solfatara, der Lucriner und Averner See, Bajä, Misenum und die Stelle des alten Cumä. Den 3. Juni, an dem Feste der Constitution, sollten wir noch eine Truppenschau und abends die festliche Beleuchtung der Stadt sehen. Den folgenden Tag wurde die Rückreise nach Rom angetreten, um die hier noch übrige Arbeit zu beenden.

Rom ist unterdessen stiller und noch ernster geworden. Der Zuzug der Fremden ist bei der warmen Jahreszeit gering, die reichen Römer haben sich auf ihre Villen und in die Bäder begeben, und wer zurückgeblieben ist, meidet die schwülen Straßen und sucht die öffentlichen Gärten der Stadt. Besonders in den späten Nachmittagsstunden bevölkern sich die Anlagen auf dem Janiculus und der Park der Villa Borghese. Der Lieblingsaufenthalt der Römer ist auch jetzt der Monte Pincio. Zwar sind die Wagen, welche die vornehmen Römer zu ihren

gesellschaftlichen Besuchen hier zusammenführen, nicht mehr so zahlreich, aber auf den wohlgepflegten Wegen wandeln die Fußgänger an den marmornen Büsten vorüber, welche im Schatten der Bäume das italienische Volk seinen Dichtern, Denkern und Staatsmännern aufgestellt hat, oder sie ruhen auf den Bänken und sehen den Spielen der Kleinen zu. Eine charakteristische Gestalt durchdringt und belebt das Ganze. Es ist der junge Theologe in dem langen gegürteten Gewande, den runden glänzend schwarzen Seidenhut auf dem Haupte. Rom ist auch heute noch der Sammelpunkt der Völker. Die einen mit dem schwarzen Talar, denen wir begegnen, reden die heimische Sprache, die in dem krebsrothen Gewande sind Germanias Söhne, die mit dem blaubesäumten Kleide und blauen Gürtel sind die Polen, in jenem verrathen die leichten Bewegungen den Franzosen, es wandelt in gemessener Haltung der Engländer im Priesterrock vorüber, der mit seinem geistlichen Bruder, dem Neger, in Gespräche vertieft ist. Sie alle liegen hier ihren Studien ob, und manchen mag der Abschluss der Prüfungen wieder in die Heimat entsenden. Auf der gegen die Piazza del Popolo vorgebauten Terrasse stand noch die hohe Bretterwand, von welcher die Girandola, das große Feuerwerk zur Festfeier der Constitution, abgebrannt worden war. Die leeren, rauchgeschwärzten Papierhülsen der Raketen lagen allenthalben auf dem sandigen Platze umher. An den Tagen sank, von dieser Stelle aus gesehen, die Sonne gerade hinter Bramantes Kuppel von St. Peter. Unverwischbar steht das einzige Bild vor dem Bewusstsein. Wie der herrliche Bau vor der Lichtquelle lag, hob er sich mit seinen einfachen, großen Umrisslinien scharf heraus, die Einzelheiten der Fläche verschwanden in dem dunklen Schatten; aber durch das vordere und rückwärtige Fenster der Kuppel schoss die feuerrothe Glut hindurch, und aus dem Hintergrunde zuckten von dem gemeinsamen Mittelpunkte die Strahlen in die beginnende Dämmerung hinaus. Noch bebte das Bild in der Seele nach, da tönten auch von den vielen Thürmen zum Ave die Glocken aus der Nähe und Ferne in einen gewaltigen Accord zusammen.

Der zweite Aufenthalt in Rom war bis Ende Juni in Aussicht genommen. Allein mochte es die sommerliche Hitze gewesen sein oder die fieberbrütende Campagna, wohl auch die allmählich sich ansammelnde Abspannung — infolge einer dauernden Unpässlichkeit sah sich Schreiber dieses genöthigt, den kühleren Norden zu erreichen. Es war kaum zu erwarten, dass binnen kurzer Zeit in der Fremde eine solche Erholung eintreten würde, als zur Arbeit erforderlich gewesen wäre. So gieng es an Florenz

und Ravenna, zu deren Besuch manche Vorbereitung früher getroffen worden war, schweren Herzens vorbei. Nach einer dreiwöchentlichen Erholung in Reichenberg konnte die Arbeit wieder aufgenommen werden. Wolters Erklärungen der Gipsabgüsse, welche auf der Reise stets benützt wurden, legten den Wunsch nahe, eine vollständige und abschließende Anschauung der griechisch-römischen Sculptur zu gewinnen. Auch hatte die mykenische Frage ein höheres Interesse erhalten. Daher glaubte Referent dem Zwecke der Studienreise auch recht zu dienen, wenn er noch einige Zeit Berlin, die Schule der classischen Archäologie, besuchte. Für die reiche Sammlung der Gipsabgüsse in den königlichen Museen ist das genannte Werk verfasst, die Schliemann-Säle im Völkermuseum, die Funde von Kurnah, Kreta, im thracischen Chersones und Sicilien bilden einen wichtigen Bestand zur ältesten Cultur der Mittelmeerländer. Auch ward während des mehrwöchentlichen Aufenthaltes nicht versäumt, den Vorträgen vor den Gipsabgüssen von dem Docenten Dr. Aug. Kalkmann, einem Theilnehmer der griechischen Inselreise, beizuwohnen und die Vorlesungen von Professor Ernst Curtius zu hören. Er sprach über die Baudenkmale des alten Athen. Es war eine besondere Befriedigung, den Mann über Athen sprechen zu hören, welchem als dem „letzten olympischen Sieger" unter der huldigenden Anerkennung der gebildeten Völker Freundschaft und Verehrung in der Vorhalle des Museums zu Olympia das mit dem Ölzweige geschmückte Bildnis aufgestellt haben.

Wenn Verfasser nun versucht, den Gewinn, welchen ihm die Studienreise brachte, näher zu bezeichnen, so kann es sich nicht um eine genaue Aufzählung des Gesehenen und Gehörten, sondern bloß um die Hervorhebung allgemeiner Gesichtspunkte handeln. Die Instructionen geben die Leitbegriffe an die Hand.

Über Italien ist uns, die wir die Mitte von Europa bewohnen, die Cultur gekommen. Süditalien, das Großgriechenland der Alten, bildet die völkergeschichtliche Brücke hinüber nach Griechenland, Griechenland selbst das natürliche Sammelbecken der ältesten morgenländischen Gesittung. Wie die Finger der Hand greift es nach Süden hinaus ins Mittelmeer, die Ostküste der Halbinsel ist durch die Inseleilande mit der Küste von Asien verbunden. Diese Stufen entlang tritt auch die Natur des Südens dem Reisenden in stetig gesteigertem Grade entgegen. Mit der Wärme des Himmelsstriches nimmt seine Reinheit zu. Die tiefblaue, reine Luft des griechischen Himmels, welche den Blick nach weiten Fernen trägt und die Umrisse der Gegenstände in scharfer

Bestimmtheit erkennen läſst, ist kein übertriebenes Lob. Das Meer widerstrahlt die Heitere der Wölbung; das Land selbst mit den buntwechselnden Gestaltungen des Küstensaumes und den Erhebungen der Gebirge, deren Wände sich dem Wanderer im schönen Linienspiel verschieben, die Mannigfaltigkeit der Farbentöne, welche das Auge treffen, das saftige Grün der Ebenen und Wälder, die graubläulichen und violetten Tinten der Hänge, die schneeigen Kuppen des Hochgebirges, all dies muſste die Phantasie des empfänglichen Volkes vielseitig anregen. Die Erdkrume, welche wohl im Alterthum bei dem gröſseren Reichthume der bewaldeten Flächen und der flieſsenden Gewässer dem Ackerbau ergiebiger war, kargt auch jetzt nicht mit der heiteren Gabe des Bacchus, aber mühelos spendet sie nicht; das griechische Inselmeer lockt den Seefahrer, seinen Muth zu bethätigen, ohne ihn durch übermäſsige Gefahren zu schrecken. So erzog die Natur ein regsames Volk zur Bestimmtheit, zum Ebenmaſs und zur Arbeit. Und wie das Land durch die langen Bergrücken und abgelegenen Thäler, in den schmalen Küstenstrichen und den Ebenen im Hochgebirge sich in Theile sondert und abschlieſst, so begünstigte es auch die Verschiedenheit der sprachlichen und politischen Gliederung seiner Bewohner. Auf italienischem Boden sind die Gegensätze nicht so scharf ausgeprägt. Die wärmere Sonne reift die edleren Früchte. Wir begegnen dem Mandel- und Feigenbaum, der Mispel, Orange, Olive, es gedeihen der Erdbeerstrauch, der Oleander, die Palme, Aloe, der stachelige Cactus. Würziger Duft entströmte den niedrigen Sträuchern und Kräutern, über welche wir nach Thorikos hinauf den Weg nahmen, die Anemonen am Fuſse des Pentelikon, die rothe Blume des wilden Mohnes und die gelbe Sternblume auf Delos prangten in lebhaften Farben, wie sie nur der lichtvollere Süden erzeugen kann. Der vulcanische Boden und die feuchte Luft des Golfes nähren im glücklichen Campanien die Üppigkeit der Pflanzenwelt. In den botanischen Gärten zu Athen und Neapel ist die jetzige Flora der classischen Länder geordnet, das Aquarium in Neapel gibt ein anschauliches Bild von dem Leben in der Tiefe des Mittelmeeres.

Von den heutigen Bewohnern des Landes zeigt der Grieche eine tiefere Innerlichkeit, gleichsam einen sentimentalen Zug, der sich besonders in dem Volksliede und Märchen ausspricht, sein Gottesdienst ohne eine begleitende Musik dringt mehr aus dem gefühlvollen Herzen, während er bei dem Italiener eher auf der buntschillernden, geräuschvollen Oberfläche schwebt. Der Grieche ist dem Fremden gegenüber im

allgemeinen freundlich, dienstwillig, dabei etwas neugierig, wo aber Handel und Wandel den Fremden in seine Hand spielen, versteht er seinen Vortheil ebensogut wie der Italiener, ohne jedoch des letzteren Zudringlichkeit zu besitzen. Sie bewahren manche Sitten, welche auf die Alten zurückweisen. Der Neugrieche bezeugt die Verneinung durch das schwach rückwärts gehobene Haupt mit den aufwärts gezogenen Augenbrauen (*ἀνανεύειν*), der Bauer führt noch hie und da den einfachen altgriechischen Holzpflug mit dem Joch für die Zugthiere, die er mit dem Stachel (*κέντρον*) antreibt, füllt den Wein in die Ziegenschläuche; der Italiener „vermählt noch heute die schwache Rebe mit der hohen Pappel", lenkt auf der Straße den zweiräderigen Wagen, trägt wie der Römer ein feierliches, formelles Wesen zur Schau.

An Resten alter Hafenanlagen, Burgen, heiliger Bezirke, Tempel, Säulenhallen bietet der Boden Griechenlands mehr als Italien, es machen auch die griechischen Bauten mit ihrem Materiale von blauem Kalkstein, Porosquadern und Marmor einen gediegeneren Eindruck als die Backsteintrümmer der Römer, nur in der Größe der Anlage und im Kuppelbau erwecken diese einen überwältigenden Eindruck. Hier möge auch hervorgehoben werden, welch reichen Ertrag auf der Studienreise in Griechenland die Führerschaft des „Architekten" Dr. W. Dörpfeld erzielt. In seinem geübten Kennerauge erhalten die Reste der alten Mauern ihre geschichtliche Stellung, die gestürzten und zerschlagenen Bauglieder fügen sich wieder architektonisch zusammen, und es wurden häufig genug an Ort und Stelle die Reconstructionen vorgezeigt. Im Museum zu Olympia liegen zudem die Publicationen des deutschen archäologischen Institutes zur Benützung auf. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete Dr. Dörpfeld dem altgriechischen Theater. Die allmähliche Gestaltung desselben bis zu dem römischen Theater wurde durch einen Vortrag im Theater auf Delos übersichtlich zusammengefasst.

Auch die plastischen Werke überragen in den Sammlungen Griechenlands, wenn auch nicht ihrer Masse, so doch dem Kunstwerte nach beiweitem die in den italienischen Museen. So hat sich denn die Hoffnung, welche vor sechs Jahrzehnten Ottfried Müller aussprach, dass man der Zeit entgegensehen dürfe, wo die einheimischen Museen an echt griechischer Kunst alle außerhalb Griechenlands übertreffen werden, vollends erfüllt. In Griechenland allein, d. h. an den Originalen, kann man Aufschluss finden über die Anfänge der griechischen Plastik. Die Technik an dem weicheren Porosstein und dem harten Marmor springt

deutlich in die Augen, die Frage über die Bemalung der antiken Statuen ist nur an den Fundstücken im Akropolismuseum zu lösen. Den gleichen Vorrang behauptet das Land durch die noch vorhandenen Werke aus der Blütezeit der griechischen Kunst. Winckelmann hat uns nach den wenigen Werken, welche ihm Italien bot, aber erfüllt von dem ganzen Gehalte der Antike, gleichsam in vorahnender Schau die Zeichnung der Strenge und Gebundenheit der älteren Plastik gegeben, und in Begeisterung spricht er von dem großen und schönen Stil der folgenden Epochen; seine Worte erhalten durch die Funde, welche in den Museen von Olympia und Athen vereinigt sind, nun erst die treffendsten Belege. Hier konnte Referent die Gelegenheit nicht versäumen, sich über Einzelnes näher zu unterrichten. Es wurden zum Studium der Parthenon-Sculpturen herbeigezogen: Ad. Michaelis, „Der Parthenon", Leipzig 1870, Eug. Petersen, „Die Kunst des Pheidias am Parthenon und zu Olympia", Berlin 1873, über die Nike-Balustrade Reih. Kekulé, „Die Reliefs an der Balustrade der Athena Nike", Stuttgart 1881, für die Grabreliefs Alex. Conze, „Die attischen Grabreliefs", Berlin 1890/91, und für den Hermes des Praxiteles der gleichnamige Aufsatz von Heinr. Brunn, „Deutsche Rundschau", VIII, S. 188 bis 205. Die Behelfe boten in zuvorkommender Weise die Bibliotheken des archäologischen Institutes und der königlichen Universität. Auch hatte Professor Dr. P. Wolters in den kleineren Museen zu Eleusis, Argos, Tripolis, Mykonos und überall, wo auf der Reise Gelegenheit war, von einem Werke zu sprechen, die Erklärung gegeben und die kunstgeschichtliche Stellung bezeichnet. Die gleiche Arbeit wurde den Sculpturen in den italienischen Museen (Rom, Neapel, Venedig) gewidmet. Auch hier wohnte Schreiber dieses den Vorträgen bei, welche Professor Dr. Eug. Petersen über die bedeutendsten Werke der vaticanischen Sammlungen hielt. Es wurde die Laokoon-Gruppe besprochen, der Apollo von Belvedere, Hermes, der Torso der Herakles, Meleager, Asklepios, Nil und eine Jünglingsbüste griechischer Arbeit (bracc. nuovo N. 24). Diese Vorträge waren besonders deswegen anregend und lehrreich, weil weitere Ausblicke auf verwandte Werke, Motive und Stilrichtungen gegeben wurden.

Wie über die antike Sculptur, so konnte auch über einen anderen Gegenstand eine zusammenhangende Erkenntnis gewonnen werden, über den Todtencultus der Alten, soweit dieser an den erhaltenen Werken zu ersehen ist. Wir kennen eine ganze Reihe von Bestattungsarten. Die Schachtgräber mit den reichen Goldfunden in dem Gräberrund zu

Mykenä, die Kuppelgräber in Thorikos und Mykenä, welche die Wände des natürlichen Felsens umschließen, und die mit kleinen Bruchsteinen oder gewaltigen Quadern ausgesetzt sind, weisen auf reiche und mächtige Herrschergeschlechter hin; das Gräberfeld beim Dipylon in Athen erinnert an unsere Bestattungsart in der Erde; die reiche Sammlung der schlichten und sinnigen Grab-Stelen im athenischen Nationalmuseum zeigt so recht das feine Gefühl der Antike, an dem Schmerze, den sie nicht zu trösten weiß, milde vorüberzuführen; die römischen Mausoleen, die Gräber an der Via Appia und in Pompeji verrathen Schwere und äußeren Prunk; die Columbarien vereinigen die Aschenurnen der Familien und Geschlechter; die Sarkophage mit den oft überladenen Reliefs greifen mit Vorliebe auf die Götter- und Heroensage zurück.

Nicht in derselben glücklichen Lage sind wir bei der Malerei der Alten. Die Schöpfungen der großen griechischen Meister kennen wir nur aus Beschreibungen und anekdotenhaften Nachrichten. Zudem hatte die antike Malerei nur eine untergeordnete Bedeutung als begleitende Kunst für die Vasenbildnerei und die Architektur. Allein aus dem Wenigen, was uns erhalten ist, kann man doch immer ersehen, welche vollendete Durchbildung die unscheinbaren Anfänge genommen haben. Bei den schematischen Figuren auf den altattischen und mykenischen Vasen hat noch die kindlich naive Phantasie die ungeübte Hand geführt, welches Wagen und Können hingegen bekundet etwa unter den pompejanischen Wandgemälden die schwebende Gruppe mit dem gefesselten Centauren, den die wilde Bacchantin, indem sie den Fuß in seinen Rücken stemmt, mit dem Thyrsus antreibt! Und was die Alten in einer reicheren Composition und in der spannenden Schilderung der Handlung zu leisten imstande waren, zeigt das in der mühseligen Mosaiktechnik ausgeführte Bild der Alexander-Schlacht im Neapler Museum.

Über die Kleinkunst, Bronzen, Terracotten, den Hausrath, welche zu den verschiedenen heiteren und praktischen Seiten des gewöhnlichen Lebens in Beziehung stehen, bieten die Museen selten Zusammenhangendes. Hier wäre es zweckmäßig, wenn eines der größeren Häuser in Pompeji mit all der Einrichtung so hergestellt würde, wie sie zur Zeit der Verschüttung gewesen sein mochte. Diese Absicht ist wohl im Jahre 1879, als man den Gedenktag der achtzehnhundertjährigen Verschüttung der Stadt begieng, von der italienischen Regierung ausgesprochen worden, sie harrt aber immer noch der Verwirklichung.

Zur Vasen- und Münzkunde gewähren die Sammlungen in Athen (Nationalmuseum und Akademie), Neapel und Berlin eine geschlossene Anschauung, an geschnittenen Steinen enthält die mykenische Sammlung in Athen und die Sammlung im Museum von Neapel besonders Wertvolles.

An Kunstdenkmalen aus der Zeit, welche sich an die griechisch-römische Cultur anschließt und heraufreicht bis auf unsere Tage, bietet Italien eine außergewöhnliche Fülle. Hier schien es nothwendig, eine Auswahl eintreten zu lassen. Daher gieng Referent zunächst den Werken der altchristlichen Kunst nach und widmete dann Michelangelo, Raffael und Canova ein näheres Augenmerk. Ihre Werke erscheinen wegen der Verwandtschaft mit der Antike auch verständlicher.

Mannigfach sind die Anschauungen, welche die Studienreise gegeben, und vielseitig die Anregungen, welche sie geboten hat. Die Bilder frisch zu erhalten, soll das weitere Streben sein. Es sind daher Ad. Furtwänglers kunstgeschichtliche Untersuchungen über die Meisterwerke der griechischen Plastik, J. Overbecks Werk über Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken, Ant. Springers Buch über Raffael und Michelangelo bereits nachgelesen worden. Gerade darin liegt ein eigener Nachgenuss des Erlebten, wenn dasselbe nochmals vorüberzieht, gesehen und gewürdigt von dem Auge und Gefühl eines zweiten. Goethes „Italienische Reise", Ferd. Gregorovius' geschichtlich vertiefte Bilde in seinen „Wanderjahren", Vict. Hehns geistreich ausgeführte Ansichten und Streiflichter, des vergessenen Waiblinger von edler Leidenschaft beseelte Gedichte bieten zu diesem Zwecke für Italien die trefflichsten Behelfe; für Griechenland mögen hier erwähnt sein L. Ross' schlichte Schilderungen in den „Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres" und E. Curtius' „Peloponnes", ein Werk, in dem der Verfasser den landschaftlichen Schauplatz mit der Sage und Geschichte, welche sich auf demselben entwickelt haben, in der glücklichsten Weise verbindet.

Es war die Sehnsucht des Jünglings, der heißeste Wunsch des Mannes, die durch Jahrhunderte gefeierte Stätte betreten zu dürfen, wo ein reichbegabtes und kunstsinniges Volk zu Zeus' Tochter Athene betete, auch die Stadt des Romulus-Quirinus zu sehen, in welcher die Strahlen der antiken Cultur nochmals wie in einem Brennpunkte zusammenflossen, um, erneuert durch den sittlichen Gehalt des Christenthums, auszuströmen in alle Theile des großen Reiches — dieser Wunsch,

diese Sehnsucht sind Erfüllung geworden. Und wenn an dieser Stelle der Öffentlichkeit unserer Unterrichtsverwaltung der tiefempfundene Dank dargebracht wird, so sei andererseits der aufrichtige Wunsch ausgesprochen, es möge noch vielen Collegen ein gleiches Glück beschieden sein.



Die nationale Dichterschule in Böhmen.[1])

Von Dr. Eduard Fechtner.

Wien.

Zwei Strömungen sind es, die das geistige Leben und das poetische Schaffen des böhmischen Volkes der Gegenwart vornehmlich charakterisieren: einerseits das unruhige Ringen nach neuen Ideen und Problemen, das stolze Ankämpfen gegen veraltete oder scheinbar veraltete Institutionen, andererseits die fromme Verehrung für althergebrachte Sitten und Gebräuche, die Empfänglichkeit für Gefühle, wie sie die Liebe zum häuslichen Herd, zum vaterländischen Boden, zu dem blutsverwandten Volke, zu der ganzen heimatlichen Natur im Busen weckt.

Diese letztere Richtung war es, in der sich die böhmische Dichtung der Neuzeit anfänglich fast ausschließlich bewegte. Bei einem Volke, das sich erst zu seinem nationalen Bewusstsein emporarbeitet und für sein dichterisches Schaffen nur seine Volkspoesie als Vorbild besitzt, konnte es ja gar nicht anders kommen.

Die Hauptrepräsentanten der ersten Periode der neuböhmischen Dichtung, Kolár, Čelakovský, Erben, waren bei all ihrer poetischen Technik doch nur durch und durch nationale Sänger; darin lag ihre Bedeutung, darin aber auch ihre Schranke.

Mit der Zeit tauchten allerdings auch allgemeinere Gesichtspunkte, tiefere Motive, mannigfaltigere Formen auf: es kam der Byronist Mácha mit seinem herrlichen „Mai", der Liebling der böhmischen Nation Hálek mit seinen reizenden Liedern „In der Natur", der tiefsinnige Neruda mit seinen „Kosmischen Liedern"; einen kosmopolitischen Charakter im echten Sinne des Wortes nahm jedoch die böhmische Poesie erst in den Werken des bedeutendsten böhmischen

[1]) Neueste Poesie aus Böhmen, Bd. II: „Die nationalen Richtungen". Mit einem Anhange, Volkslieder enthaltend. Herausgegeben von Dr. Ed. Albert. Hölder, Wien 1895. VIII und 300 S. 8°.

Dichters der Gegenwart, in den Dichtungen des Jaroslav Vrchlický an. Vrchlický gab dem böhmischen Volke nicht bloß eine Reihe trefflicher Übersetzungen aus französischen, italienischen und deutschen Poesien, er schuf mit seiner glänzenden Gestaltungskraft auch eine Menge selbständiger Dichtungen, die alle Arten und Gattungen der Weltpoesie zum Vorwurf hatten: „ein böhmischer Herder, nur ist er ein unvergleichlich höherer Poet, als Herder es war" (Albert).[1])

Sofern die echte Romantik kosmopolitisch genannt werden kann, muss auch der vielgewanderte und hochbegabte Julius Zeyer (geboren 1841) zu den kosmopolitischen Dichtern Böhmens gezählt werden.

An Mannigfaltigkeit der Stoffe, an Glanz der Sprache und Glut der Phantasie steht er jedenfalls hinter Vrchlický nicht weit zurück; sein Gebiet ist aber nur das epische Gedicht, und damit ist auch sein Einfluss weniger belangreich. Julius Zeyer gebürt immerhin der Ruhm, die romantische Poesie der Böhmen durch Werke dauernden Wertes bereichert zu haben.

Der Entwicklungsgang der böhmischen Poesie hat jedoch in der eingeschlagenen kosmopolitischen Richtung nicht lange angehalten. Denn kaum war diese Stufe erreicht, trieb aus ihr, den abendländischen und auch russischen Mustern folgend, ein noch neuerer Zweig der Literatur, der des Naturalismus und der sogenannten „Moderne". Das Auftreten der Moderne geschah in der böhmischen Literatur sozusagen programmäßig, und programmäßig stellte sie sich sogleich in Gegensatz zu der gegenwärtigen „nationalen" Dichterschule in Böhmen. „Die Hebung des einheimischen Kunstgeistes auf das Niveau des modernen Lebens" — das ist ihr hauptsächlichstes Bemühen und ihr hauptsächlichster Gewinn; ihr Schaffen ist gleichwohl noch zu unvollendet, als dass es jetzt schon eine unparteiische Kritik erlauben würde. Die Übersetzungsproben, welche Hofrath Albert im ersten Bande seiner „Neuesten Poesie aus Böhmen" aus den Vertretern der czechischen Moderne geliefert, scheinen diese Anschauung nur zu bestätigen. Außer dem sehr begabten Jan Svatopluk Machar, der seinerzeit ein großes Aufsehen in der jüngeren literarischen Welt Böhmens hervorgerufen

[1]) Über J. Vrchlický (recte Emil Frida) handelt Edm. Grün in der „Österr.-Ungar. Revue", Bd. XV, S. 277 ff. Vgl. auch des Verfassers Aufsatz in der „Wiener Zeitung", Jahrg. 1893, Nr. 158, 159.

und noch immer neuen interessanten Entwicklungsphasen entgegenschreitet, hat die Anthologie nur wenig Nennenswertes aufzuweisen.[1])

Abgeschlossener ist das Bild, welches uns der zweite Band der „Neuesten Poesie“ von der heutigen „nationalen“ Dichterschule in Böhmen vorführt.[2]) Diese Dichterschule ist es, die im Gegensatze zu allen exotischen, modernen Richtungen treu an der poetischen Tradition des böhmischen Volkes festhält und daher auch sein dichterisches Fühlen und Schaffen am besten charakterisiert. Und so wollen wir denn an der Hand der „Neuesten Poesie“ gerade ihr die folgende Betrachtung widmen. Da aber Hofrath Alberts Anthologie trotz der großen Zahl tüchtiger Mitarbeiter manche und recht empfindliche Lücken enthält, was bei der Schwierigkeit des zu übersetzenden Stoffes gar nicht anders möglich war, so wird freilich auch der vorliegende Aufsatz in seinen Belegstellen vielfach mangelhaft sein müssen. Seine Intention ist es übrigens nicht, den Gegenstand erschöpfend, sondern übersichtlich und zusammenfassend zu behandeln.

Als Hauptrepräsentanten der „nationalen“ Dichterschule in Böhmen gelten gegenwärtig vornehmlich drei Dichter: Adolf Heyduk, Josef Sládek und bereits an der Grenze stehend Svatopluk Čech. Gleich nach ihnen kommt die Librettistin Smetanas, die unermüdliche Schriftstellerin Elise Krásnahorská.

Nicht mit Unrecht hat Professor Albert gerade Adolf Heyduk an die Spitze seiner Sammlung gestellt; denn Heyduk ist nach seinem Fühlen und Dichten ein echtes Prototyp des böhmischen Charakters: leicht zum Singen aufgelegt, dabei aber immer melancholisch und weich und nur selten sich zu frischen, kräftigen Weisen erhebend.

Adolf Heyduk ist am 7. Juni 1835 zu Richenburg im Chrudimer Kreise geboren und bereits seit 35 Jahren als Lehrer an der Realschule Pisek thätig. Trotz seines vorgerückten Alters ist er heute noch so schaffenslustig wie damals (1859), als er mit einem beschei-

[1]) Vgl. des Verfassers Feuilleton in der „Wiener Zeitung“, Jahrg. 1895, Nr. 143.

[2]) Hofrath Alberts Übersetzungen aus der böhmischen Poesie sind in zwei Folgen zu je zwei Bänden erschienen. Die erste Folge führt den Titel „Poesie aus Böhmen“ (Wien 1893) und bringt im ersten Bande die älteren Vertreter der böhmischen Dichtung, im zweiten Bande eine Anthologie aus den Werken Vrchlický's. Die zweite Folge, die „Neueste Poesie aus Böhmen“ (Wien 1895), enthält, wie oben erwähnt wurde, im ersten Bande nebst Jul. Zeyer die böhmische Moderne, im zweiten die gegenwärtige nationale Dichterschule in Böhmen sammt einem Anhange von Volksliedern.

denen Bändchen „Gedichte" zum erstenmale in die Öffentlichkeit trat. Und wiewohl er in der Folge weite, sehr weite Reisen unternommen hatte, blieb er dennoch ganz und gar in seinem heimatlichen Boden wurzeln, getreu seinem schönen Liede „Das Vaterland":

„Irrst Du im fremden Land, und ist auch
Dein Vaterland ein kahler Stein,
O, kehr' doch heim, auf diesem Felsen
Findst Du Dein theures Mütterlein!

Und küssest ab das Grab des Vaters,
Der Dich geherzt einst lieberfüllt
Und mit des Hauptes weißer Blüte
Dich, rothe Knospe, eingehüllt."

(Übersetzt von L. Pick.)

Und wiewohl im Laufe der Jahre in der böhmischen Poesie mannigfache Wandlungen vorgegangen sind, neue Geister auftauchten und die jüngere Generation mit sich fortrissen, Heyduk blieb dem heimatlichen Liede treu, er blieb — wie man ihn heißt — „die Nachtigall an der Wotawa".

Neue und doch verwandte Töne schlug Heyduk nur einmal an; es war zu jener Zeit, als er von seiner Reise durch Nordungarn zurückgekehrt war und seine „Zigeunermelodien" und dann „Cymbel und Geige" dichtete. Letztere Sammlung ist wohl das Beste, was Heyduk geschaffen: voll tiefer Wehmuth und wieder voll übersprudelnder Kraft, bald das melancholische Wesen des Slovakenvolkes, bald das muthige Selbstbewusstsein der Ungarn schildernd. Wegen der mundartlichen Wendungen sind diese Gedichte kaum zu übersetzen und demgemäß Alberts Anthologie in dieser Hinsicht lückenhaft.

Doch auch die Proben aus der duftigen Sammlung „Die Waldblumen", durch die sich Heyduk eigentlich zuerst in das Herz seines Volkes hineingesungen, sind vielzu spärlich; der Rhythmus dieser Lieder ist allerdings durchwegs derselbe und im Zusammenhange der Sammlung daher monoton, einzeln betrachtet, präsentieren sich aber die Gedichte sehr frisch und voll zarter Wärme. So das Frühlingsliedchen der Anthologie, „Frühlings Locken" überschrieben:

„Frühling athmet Südens Düfte,
Färbt der Bäume Wipfel weiß,
Knospen treibt der junge Flieder,
Und der Vöglein munt're Lieder
Schallen schon von jedem Reis.

In des Jägerhauses Fenster
Lugt der Frühlingstag hinein,
Hüpft auf Strahlen rings im Kreise,
Und des Baumes Finger leise
Lockt heraus das Mägdelein.

Klopft und klopft an Stübchens Fenster:
‚Komm, hast Knospen in der Brust;
Bei uns draußen in dem Walde
Blüh'n sie auf zu Röslein balde,
Und Dein Herz wird eine Lust!'"

Voll Gefühl, aber zu weich sind die zahlreichen Gedichte, in denen Heyduk sein häusliches Glück und Leid besingt („Im stillen Winkel," 1883). Hierher gehören insbesondere die tiefmelancholischen Lieder an den Tod der kleinen Jarmilla („Kaum ist uns der Morgen aufgegangen, den Dein klares Äuglein uns gebracht . . .").

Aus der Menge erzählender Gedichte, die Heyduk geschrieben, und denen es zumeist an epischer Kraft gebricht, ragt noch am meisten das schöne allegorische Idyll „Des Großvaters Vermächtnis" hervor. Hofrath Albert gibt eine genaue Inhaltsangabe des Gedichtes nebst der Übersetzung des zweiten Gesanges (von E. Kirsch).

Das reizende Waldmädchen, das der Enkel mittelst einer wunderbaren Geige, dem Vermächtnisse seines Großvaters, vom Zauber befreit und an sich fesselt, bis er es durch sein rauhes Gebaren wieder für immer verliert, bedeutet — die naturwüchsige, schlichte Anmuth der Volkspoesie. Von ihr wie von dem Waldmädchen gelten ja die Worte am Schlusse des Gedichtes:

„Getäuscht entflohst Du auf immerdar
Dem wilden Lebensgedränge,
Und nur den Dichter umschwebst Du im Traum
Auf den Flügeln der Volksgesänge."

Die schönsten Stellen des Idylles sind die lieblichen Naturschilderungen und die eingestreuten sinnigen Reflexionen. So die Betrachtung über den Unbestand des menschlichen Glückes:

„Glück ist wie die Schwalbe,
Froh geschwätzig immer
Vom Gesims durchs Fenster
Schaut sie Dir ins Zimmer,
Eh' Du noch aufs Nestchen
Einen Halm kannst geben,
Siehst Du sie zum Nachbar
Flügelschnell schon schweben."

So die Schilderung des nahenden Frühlings:

„Der Frühling erhob in den Fluren sich,
Einen blühenden Zweig in den Händen,
Entgegen flog ihm eine Kinderschar
Mit Vöglein von allen Enden;
Am Raine der kleine Hagedorn strebt,
Sich blühend ins Weite zu strecken,
Indes die Falter im Dunkel sich
Der blauen Knospen decken.

Es flicht die Birke sich in ihr Haar
Die Kätzchen, die länglich kleinen,
Die Haubenlerche ihr Köpfchen schmückt
Mit Federreihen, mit feinen;
Es ruft in die Fluren sein schallend ‚Kuckuck'
Der Kuckuck mit tönendem Klange,
Die Wiesen ertrinken in Blümelein,
Der Himmel im Lerchengesange.

Es eilt mit den Wogen zum weiten Meer
In springendem Tanze die Quelle,
Und alle Bäume und Büsche ringsum
Schmücken sich blütenhelle;
Es lugen die Schwalben beim Giebel heraus
In Winterhemdchen, in weißen,
Der Schnabel pocht an das Fensterlein:
‚Hört zu, der Lenz kommt von Reisen!'"

In den letzten Jahren wandte Heyduk sein dichterisches Schaffen hauptsächlich dem Böhmerwalde zu, als dessen Kenner er allgemein bekannt ist. Zarte Detailmalerei nach der Natur war ja von jeher sein Lieblingsgebiet. „Im ganzen", so resumiert Hofrath Albert die Bedeutung des „Sängers von der Wotawa", „bedeutet die harmlose, ins breite gehende, pietätsvolle und naive Poesie Heyduks den stärksten Gegensatz zu den kühnen und erregten, tief aufwühlenden Weisen der Gegenwart. Sein Wirken hat aber einen literargeschichtlichen Zug. In der großen Masse seiner Productionen findet man Körner von feinstem Gehalt, und sein ganzes Streben hat einen inneren Zug, auf den überlegenere Dichterkräfte immer zurückgreifen werden."

Weniger productiv, dafür umso tiefsinniger und echter ist der zweite nationale Dichter der Böhmen, Josef Sládek (geboren 1845 in Zbirov). Auch er musste das Los der böhmischen Poeten theilen, zunächst zum Pilgerstabe und dann erst zu der Leier greifen. Als 23jähriger Jüngling zog er nämlich nach Amerika, wo er, aller Mittel

bar, durch gewöhnliche Taglöhnerarbeit sein Leben fristete, dabei aber fast die ganzen Vereinigten Staaten durchwanderte. In seine Heimat zurückgekehrt, wurde er Journalist und Lehrer der englischen Sprache an den Prager Hochschulen.

Außer mehreren Liedersammlungen gab Sládek dem böhmischen Volke treffliche Übersetzungen der „Hiawatha" von Longfellow, der „Frithjofssage" von Tegnér, der „Hebräischen Melodien" von Byron, mehrerer Dramen von Shakespeare und einer Anthologie aus Burns.

Burns scheint überhaupt Sládeks Liebling gewesen zu sein. Sie lernten ja beide des Lebens Müh und Noth aus eigener Erfahrung kennen, sie sangen beide im Namen vieler Millionen armer Brüder und hiengen beide mit unerschütterlicher Treue an dem theuren Boden, den sie ihre Heimat nannten.

„Mein ist die Krume Ackerland,
Mein! — Wie die Eich' die Erde
Halt' ich sie fest und unverwandt
Trotz Wetter und Beschwerde!"

Wie erinnert dieses und manches ähnliche Gedicht aus Sládeks „Bauernliedern" an den Dichter des schottischen Hochlandes!

Aber Sládek weiß freilich als nationaler Dichter recht wohl auch die Weisen seines Volkes zu treffen. Von dieser Art sind die schalkhaften „Altväterischen Lieder", die „Altmodischen Lieder", die „Böhmischen Lieder" u. a.

Am lieblichsten dürften aber jene Gedichte Sládeks sein, in denen er bald in heiterer, bald in melancholischer Weise den Gefühlen eines übervollen Herzens Ausdruck gibt. Von dieser Art ist z. B. „Das Schwalbennest":

„Baue, baue, kleine Schwalbe,
Unter das Gesims Dich ein!
Früher war hier nur ein Strohdach,
Jetzt ist hier ein Häuschen fein.

Lange bist Du fort gewesen,
Hier gab's viel Veränderung,
Hab' ein neues Haus erhalten,
Mit dem Haus ein Weibchen jung.

Bau' Dein Nest an unsre Mauer,
Kleine Schwalbe, bau' in Ruh,
Sieh, die junge, schmucke Wirtin
Schaut Dir freundlich zu!"

(Aus den „Bauernliedern" übersetzt von Albert.)

Zu dieser Gattung von Gedichten gehören insbesondere jene Poesien Sládeks, welche seine Trennung von der Heimat, das Leben in der weiten Ferne, die Schicksale auf dem Meere zum Gegenstande haben. So das gefühlvolle Gedicht „Mein Mütterchen" („Auf dem großen Meere weiße Segel ziehen . . ."), die ergreifende Ballade aus den „Funken auf dem Meere", „Die Mutter" betitelt („Mein ganzes Leben, Du all mein Glück — Du Engel mit gold'nen Haaren . . ."), und aus späterer Zeit das erzählende Sonett „Im Sturm":

„Ein Plätzchen nur! — Das Boot ist abgestoßen,
Die Wogen thürmen sich zu nächt'ger Stunde,
Im Wrack mit einem Neufundländerhunde
Ließ man zurück den buckligen Matrosen.

Schlecht gieng ihm's bei des Sturms, der Wogen Tosen,
Gesehn wird er allein vom treuen Hunde.
‚Ob Platz für mich ist oder ihn, gebt Kunde!' —
Für einen bloß! — ‚So nehmt den Hund, den großen!'

Das Boot ward von dem Sturm hinweggetrieben.
Der Mutter denkt, der auf dem Wrack geblieben,
Von der er einst den theuern Hund bekommen,
Da Menschen zu ihm keine Liebe fänden.
Schon sinkt das Wrack — er fühlt mit schlaffen Händen
Ein zottig Haupt: der Hund war 'rückgeschwommen!"

(Übersetzt von Br. Wellek.)[1]

Den tiefen Gram der Armut schildern die melancholischen Gedichte „Bei der Druckerpresse"[2]) und „Der Schreiber". Voll muthiger Resignation ist hingegen das Gedicht „Auf, raff' Dich auf zum Leben!"

„Verlorst Du alles, was Dir theuer war,
Sprich stolz: Es sei! Bleib ruhig und gefasst,
Ein feiges Herz verzweifelt in Gefahr,
Nur wer ein Mann, erträgt des Lebens Last!

Ob Hoffnung grünet oder nicht, der Tod
Fragt nicht darum, er wiegt uns alle ein;
Wohlan, das ist sein Wirken — Dein Gebot
Heißt: Leb', solang der Augenblick noch Dein!"

Ähnlich klingen mehrere Sonette in der schönen Sammlung „Auf der Paradiesesschwelle"; die Würde der Arbeit, der Segen des stillen, verborgenen Schaffens finden darin eine herrliche Apotheose.

---

[1]) „Österr.-Ungar. Revue", Bd. XVI., S. 61.
[2]) „Österr.-Ungar. Revue", Bd. XVI., S. 62.

Naiven Inhaltes sind wieder die Liedersammlungen für Kinder: „Goldenes Paradies“, „Lerchenlieder“, „Glocken und Glöckchen“.

Sládeks Muse, die von einem tiefernsten Gedankeninhalt ausgegangen, ist mit der Zeit lichter, heiterer, volksthümlicher geworden. Sládek vereinigt so die Geistesrichtung zweier böhmischer Poeten der älteren Schule in sich: des volksthümlichen Čelakovský und des tiefsinnigen Neruda.

Zu der beträchtlichen Zahl geistreicher böhmischer Frauen, die ihr ganzes Leben der literarischen Arbeit und den Interessen ihrer Nation gewidmet haben, gehört in erster Reihe die rührige Elise Krásnahorská (geboren 1847 in Prag), welche schon seit 25 Jahren als Dichterin, als Verfasserin literarhistorischer Essais und als hochachtbare Verfechterin der sogenannten „Frauenfrage“ thätig ist. Krásnahorská gab überdies dem böhmischen Volke eine Reihe vortrefflicher Übersetzungen (aus Byron, Puschkin, Mickiewicz), einige recht anmuthige Novellen und lieferte ihrem Freunde Smetana mehrere durchaus nicht zu unterschätzende Operntexte.

Von den poetischen Arbeiten Krásnahorskás stehen obenan zwei Sammlungen von Gedichten, die unter den Titeln „Aus dem Mai des Lebens“ (1870 und öfters) und „Aus dem Böhmerwald“ erschienen sind.

Krásnahorská schlägt in ihnen neben einer Anzahl volksthümlicher Weisen mitunter Töne von solcher Kraft und Energie an, wie man sie wohl schwerlich einer Frau zumuthen würde. Von dieser Art ist das schöne Gedicht „Im Namen der Natur“, die Paränese „Harre aus!“ u. a.

Die Anthologie Alberts bringt leider bloß fünf Übersetzungsproben aus den Dichtungen Krásnahorskás und diese sämmtlich aus der zweitgenannten Sammlung.

Der Böhmerwald mit seiner unerschöpflichen Poesie, mit den unvergesslichen Denkmalen des vaterländischen Ruhmes, mit der um ihr täglich Brot mühsam kämpfenden biederen Bevölkerung — das ist das Sujet der trefflichen Gedichte „Aus dem Böhmerwald“.

Patriotische Motive stehen dabei überall im Vordergrunde. So in dem „Gebete am Čerchov“, so in dem energischen „Chodenliede“ (im Choden-Dialect), dessen trotziger Schluss lautet:

„Eher weicht ein Berg zurück vor Angst und Bangen,
Als Ihr unsren Willen beugt mit Drohverlangen;
Eher mag die Hölle dies Gebirg verschlingen,
Als sich unser Herz durch Schrecken lässt bezwingen;
Eher mag zum Himmel dies Gebirg entschweben,
Als wir unsre Sprache für die Eure geben!“

Von den beschreibenden Gedichten enthält die Anthologie zwei: „Die blauen Berge in der Fern'" und „Die Gebirgsmaid" („Hoch über dem See an schroffen Hängen ..."); eine große Reihe ganz vortrefflicher Gedichte der Sammlung („Das Kreuz im Walde", „Die Einsamkeit", „Die Quelle" u. s. w.) harrt allerdings noch ihrer Übersetzung.

Für den bedeutendsten Repräsentanten der nationalen Dichterschule in Böhmen wird gegenwärtig kein Geringerer als der vielgerühmte Svatopluk Čech angesehen. Was den Stoff und die Tendenz seiner Dichtungen anbelangt, so mag dies wohl richtig sein; ja auch die Sprache Čechs ist eminent national, einfach und rein und dabei doch elegant und schön. Was aber den geistigen Kern und was die dichterische Form betrifft, sind Čechs Poesien ebenso international wie etwa die Compositionen Smetanas, mit dem er nicht mit Unrecht verglichen wird, während man seinen großen Partner Vrchlický dem Componisten Dvořák an die Seite stellt.

Svatopluk Čech ist am 21. Februar 1845 unweit Beraun in Böhmen geboren und seinem Berufe nach eigentlich Jurist. Gleichwohl konnte sich Čech mit der Advocaturspraxis niemals recht befreunden, und so zog er es vor, die Juristerei beiseite zu lassen und nur seinen literarischen Arbeiten zu leben. Nachdem er im Jahre 1874 eine Reise nach dem Kaukasus unternommen hatte, ließ er sich in Prag nieder und wurde hier bald Mitarbeiter, bald Redacteur mehrerer böhmischer Revuen. Seit einigen Jahren gibt er mit seinem Bruder eine literarische Monatsschrift namens „Květy" heraus.

Seinen literarischen Ruhm begründete Čech durch die im Jahre 1873 erschienene epische Dichtung „Die Adamiten". Das Gedicht behandelt eine Episode aus der Zeit der Hussitenkriege, den Aufschwung und Untergang der communistischen Secte der Adamiten, die in der Nähe von Neuhaus ihr Lager hatten und im Jahre 1421 von Žiška als eine Ausartung des Hussitismus ausgerottet wurden.

Čechs Gedicht, mag es auch in mancher Hinsicht die historische Treue verfehlt haben, lässt dennoch durch die Glut und den Glanz der Sprache einen tiefen Eindruck im Leser zurück. Es gehört ohne Zweifel zu den schönsten Producten der böhmischen Poesie. Hofrath Albert bringt in seiner Anthologie die Übersetzung des VII. Gesanges mit der bacchantischen Lagerscene, mit der mächtigen Predigt des Hussitenpriesters („O Rotte Baals, jetzt stürzest Du zusammen ...") und mit der düsteren Katastrophe bei Neuhaus:

„Auf einem Wagen steht das alte, blinde
Und dürre Taboritenweib gebückt,
Die grauen Haare flattern rings im Winde,
Das Antlitz gelb, von Furchen wie gestrickt,
Wie auf den Wurzelästen eines Baumes
Die Sonne spielt im dunklen Wald und flieht,
So zuckt es auf den Wangen; grauen Schaumes
Gebilden gleicht die Brau'; tief hängt das Lid.
Die welke, gelbe Hand voll tiefer Falten
Taucht in das weiche Gold der Lockenwellen
Des Knaben neben ihr; die Locken spalten
Und kräuseln sich in Ringen, fallen, hangen
Zum braunen Antlitz nieder und gesellen
Sich hier zum sanften Roth auf braunen Wangen.
Auf seinen Knien ist offen aufgeschlagen
Die Bibel, Fingerspuren deuten an
Die Stelle, wo Israels Schwert geschlagen
In Zorneswuth das blinde Kanaan."

Nachdem Čech durch seine erste erzählende Dichtung so glücklich debutiert hatte, ließ er in den nächsten Jahren eine ganze Reihe epischer Gedichte nachfolgen. Vorerst den in formaler Hinsicht classischen „Engel". „Der Engel der Barmherzigkeit" — dies ist der Inhalt des Gedichtes — „liebt ein irdisches Mädchen und entreißt es der Sündflut. Er bittet Noe um Unterkunft in der Arche und wird abgewiesen. Er bittet die Engel, die über der Arche schweben, dass ihm wenigstens gegönnt werde, am Rande der Arche auszuruhen, aber die Engel jagen ihn mit flammenden Schwertern zurück. Er wendet sich nun an Gott selbst, und Gott verzeiht unter der Bedingung, dass die fluchwürdige Liebe zwischen Erde und Himmel in ewiger und nie gestillter Sehnsucht zu schweben habe ..."

Auf den „Engel" folgte im Jahre 1880 die von großen socialen Problemen getragene Dichtung „Europa", die kaukasische Idylle „Der Tscherkess" und eine Reihe von volksthümlichen Erzählungen, „Im Schatten der Linde" betitelt;[1] im Jahre 1883 erschien die herrliche Parabel „Die Himmelsschlüssel" und „Der Leschetiner Schmied"; 1884 das Epos „Dagmar", die „Slavia", das satirische Gedicht „Hanuman" u. s. f. Als die bedeutendste Schöpfung Čechs wird jedoch das im Jahre 1882 zum erstenmal erschienene nationale Epos „Václav von Michalovic" bezeichnet (Übersetzungsproben von Fux-Jelenský). Václav von Michalovic ist einer von den „Erben des Weißen

[1]) Deutsch von Gregory (recte Řehák), Leipzig.

Berges". Er wird nach der Hinrichtung seines Vaters im Jesuitenkloster zu Prag erzogen, bis er von einem alten Diener seiner Eltern über das schwere Leid aufgeklärt wird, das seinem Geschlechte angethan worden ist. Da rafft sich Václav auf und beschließt, aus dem Kloster zu entfliehen. Er flüchtet einmal bis unter die Kuppel der Salvatorkirche gerade in dem Momente, wo unten das Mädchen seiner Träume einem anderen angetraut wird. Von Gram, Zorn und Rachsucht erfasst, hält Václav von der Höhe eine aufwieglerische Rede an das unten versammelte Volk („Auf, auf, geknechtet Volk . . ."). Sein Genosse sucht ihn zurückzuhalten, es entsteht ein Ringen, bis plötzlich beide in die Tiefe der Kirche hinunterstürzen.

Man möchte es kaum für möglich halten, dass ein Dichter, der so gewaltige Stoffe zu behandeln gewohnt war, gleich in einer folgenden Dichtung Töne von solcher Anmuth und Heiterkeit anzuschlagen imstande ist, wie Čech es in seinen „Himmelsschlüsseln"[1]) that. Noch humoristischer ist freilich das Märchen „Hanuman", die Geschichte eines Affen, doch dieses bildet schon den Übergang zu den scherzhaften Schriften Čechs, von denen wir erst später sprechen wollen.

Das epische Gedicht „Der Leschetiner Schmied" ist durchaus volksthümlichen Charakters, und so sind auch die lyrischen Stücke desselben alsbald ein Gemeingut des ganzen böhmischen Volkes geworden.[2]) Sie sind das Anmuthigste, was die Lyrik Čechs überhaupt hervorgebracht. Volksthümlich anhebend, ergehen sie sich ruhig in zarter Melancholie und unterscheiden sich insofern von der prägnanten Kürze des echten böhmischen Volksliedes. Obenan stehen die reizenden Abschiedslieder („O, komm noch weiter fort . . .", „Weinet nicht, Ihr blauen Augen — Kehr' ja wieder bald zurück . . .", „Nun, so leb' wohl, es muss ja geschehn. . ."), ferner Lidunkas zartes Lied mit dem stimmungsvollen Anfang:

„Wald und Flur wird wieder dunkel,
Und der Mond, mein Freund, so mild,
Führt nun aus die gold'nen Bienen
Auf des Himmels Nachtgefild."

Dann „Die Leschetiner Glocken", deren Grundgedanke in folgender sentimentaler Reminiscenz des jungen Schmiedes liegt:

---

[1]) Deutsche illustrierte Ausgabe von Fux-Jelenský. Wien 1892.

[2]) Deutsche Übersetzung vom Verfasser in der „Politik", Jahrg. 1893, Nr. 91, 140, 356.

„Wenn ich in der Fremde in die müden Hände
Sorgenschwer die Stirne kraftlos sinken ließ,
Ach, wie oftmals fühlt' ich durch die kranke Seele,
Liebste Glocken, wehen Euern Ton so süß!

Und das sanfte Wehen trug mich freundlich wieder
Nach dem stillen Thale, in die Heimat mein,
Wo mir aus der Ferne mit dem rothen Thurme
Unser Kirchlein winkte durch die Pappelreih'n.

Und die alte Schmiede sah ich wie im Fluge
Von des Apfelbaumes Blütenkron' umdacht,
Aus den klaren Fenstern, schön wie eine Blume,
Mein herzliebstes Liebchen mir entgegenlacht'.

Neue Kräfte wieder strömten in die Glieder,
Schlag auf Schlag mein Hammer lustig weiter klang,
Und aus all dem Hämmern hörte ich dann immer
Hoffnungsvoll, o Glocken, Euern Himmelssang!"

Von den übrigen lyrischen Gedichten Čechs stehen diejenigen am höchsten, die das Lob der Arbeit und des wahren Verdienstes singen. Hierher gehört das schöne elegische Gedicht „Der Zukunftsheld", dessen Schlussstrophe lautet:

„Es kommt die Zeit, bis aller Wust zerstoben
Der Vorurtheile, bis der Irrthum schweigt,
Bis Du, mein armer Held, das Haupt erhoben
Zum Himmel trägst, das lange sich geneigt,
Bis Gold und Edelstein an Wert einbüßen
Und eitles Spiel mit Träumerei'n, den süßen,
Bis eine schön're Zeit der Selbstsucht Thron
Zerschlägt, die hohlen Götzen stürzt; dann findet
Die feuchte Stirn bescheid'ner Arbeit Lohn,
Der sie als Strahlendiadem umwindet!"

Von dieser Art von Gedichten war zu den gefeierten „Sclavenliedern" Čechs nur ein Schritt. Sie sind das Product eines tief denkenden und tief fühlenden Geistes, das jedoch mehr durch seine Tendenz als durch seinen poetischen Gehalt imponiert.

Svatopluk Čech ist aber nicht bloß ein Meister der Poesie, er hat auch die böhmische Prosa zu einer Entwicklung gebracht, der man die größte Anerkennung zollen muss. Außer einer Reihe von interessanten Skizzen, Erzählungen, Arabesken u. s. w. schrieb er zwei größere humoristische Werke (die Reise des Herrn Käferlein auf den Mond und die Reise desselben Herrn in das 15. Jahrhundert), die

wegen ihres gesunden Witzes und ihrer kernigen Sprache die Lieblingslectüre des böhmischen Volkes geworden sind.

Und so muss man — alle engherzigen Rücksichten beiseite lassend — Svatopluk Čech die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er in seinen Dichtungen stets nur Würdevolles angestrebt, dass er seinem Volke eine Reihe von Werken gegeben hat, die nicht allein der böhmischen, sondern auch jeder anderen europäischen Literatur zur Ehre gereichen dürften. Die böhmische Sprache feiert in Čechs und Vrchlickýs Schriften ihr goldenes Zeitalter.

Im Anhange zu seiner Anthologie bringt Hofrath Albert noch eine kleine Auswahl aus den Poesien mehrerer böhmischer Dichter zweiten Ranges. Diese Auswahl ist jedoch so spärlich, dass sie eher dazu bestimmt scheint, die Namen jener Dichter in der Anthologie zu fixieren als ein Bild ihres poetischen Schaffens zu entwerfen. Gleichwohl gibt es darunter einige recht beachtenswerte Erscheinungen, so den Autodidakten Lad. Quis oder den poetisch sehr veranlagten Jos. Kallus u. a.

Den Abschluss des ganzen Buches bildet eine Zahl Übersetzungsproben aus den böhmischen Volksliedern. Selbstverständlich will auch diese Sammlung keine genaue Charakteristik des böhmischen Volksliedes bieten, sondern nur ein gutgemeintes Scherflein zu diesem Zwecke liefern. Der Wert der Übersetzungen liegt in der geradezu bewundernswürdigen Kunst, mit der hier nicht bloß der Sinn, sondern selbst der Ton, der Rhythmus, ja sozusagen die Melodie des böhmischen Volksliedes wiedergegeben werden. Von dieser Art ist die Übersetzung des tanzmäßigen Liedchens „Die Brautwerbung“:

„Bleibt doch, Ihr Burschen, nicht draußen stehn,
Kommt in die Stube herein!
Da ist die Bank; nun setzet Euch,
Müde ja werdet Ihr sein!

Wir sind nicht da, um auszuruhn,
Wir sind nur da mit der Frag’,
Ob wohl von Euren drei Töchterlein
Eines bald heiraten mag.

Nimm Dir, mein Hänschen, die Stolze nicht,
Sieh doch, wie macht sie sich breit!
Sicherlich gäbe sie nicht einmal
Dir vor die Thüre Geleit.

Nimm Dir, mein Hänschen, die Schlimme nicht,
Die nie voll Freundlichkeit lacht!
Finster wohl säh' sie als Weib Dich an
Von der Früh bis in die Nacht."

(Übersetzt vom Schulrathe W. Ernst.)

Und mit ähnlicher Geschicklichkeit ist noch eine ganze Reihe anderer böhmischer Tanzweisen wiedergegeben. So der „Trost" mit dem Rhythmus:

„Hergeflogen kam ein Täubchen
Von dem Baum,
Weckte auf zwei blaue Augen
Aus dem Traum."

So das liebliche Walzerlied „Gegenseitige Absage" u. a.

Von den sentimentalen Liedern sind am gelungensten die „Gefährliche Liebe", die „Sternennacht", die „Botschaft".

Gefährliche Liebe.

„Weites und breites Gefilde,
Was soll die grünende Pracht?
Anstatt mein Segen zu werden,
Hast Du mir Kummer gebracht.

Wie ist der Pfad so gefährlich,
Den ich verlangend oft gieng!
Wie ist das Mädchen voll Schönheit,
Das ich mit Liebe umfieng!"

(Derselbe.)

Von den Trink- und Spottliedern ist besonders geglückt der wohlgemeinte Rath:

„Lorbeerbier soll Trank sein,
Pimpinelle Brot;
Das beschützt vor Kranksein,
Das bewahrt vorm Tod.
Eine Alte hat's empfohlen,
Als zum Wald sie gieng, zu holen
Pimpinell' zum Brot."

(Derselbe.)

Sehr beachtenswert sind ferner die balladenartigen Gedichte „Die Waise", „Die Schwester Giftmischerin", „Die Kämpferin" (mährisch) und das alte historische Lied „Die Brandenburger":

„Schlimm ist's, Mutter, schlimm ist's, Mutter,
Mutter, schlimm ist's sehr,
Denn es ziehen Brandenburger,
Brandenburger her!"

Tiefernsten pessimistischen Inhaltes ist das slovakische „Unterthanenlied“:

„Vater mein, Schöpfer mein!
Wie schlecht ist die Welt daran!
Was muss leiden, was muss leiden
Der arme Unterthan!

Jeder hetzt, jeder plagt,
Und nie wird der Lohn erhöht;
Jeder glaubt, dass seine Herrschaft
Ewig steht, ewig steht.

Ihr Herren Edelleut'!
Unterworfen sind wir Euch,
Doch macht uns die Grabeserde
Alle gleich, alle gleich!“

Nicht minder melancholisch ist das Lied an die verlorene Jugendzeit (slovakisch):

„Jugend, meine Jugend, so bist Du entflogen,
Als ob ich geworfen einen Stein in Wogen!

Selbst der Stein, der dreht sich, dann erst sinkt er nieder,
Aber meine Jugend, die kehrt niemals wieder.“

(Albert.)

Hofrath Albert will mit dem vorliegenden vierten Bande sein Übersetzungswerk als abgeschlossen betrachten. Er selbst wird aber wohl am besten fühlen, wie viel noch in dieser Richtung zu thun übrigbleibt, und daher sicherlich bei geeigneter Zeit zu seiner „Poesie aus Böhmen“ wieder zurückkehren. Immerhin gebürt ihm jetzt schon das Verdienst, die Übersetzungskunst aus dem Böhmischen mächtig angeregt und durch seine strenge Kritik auf eine bedeutende Höhe gebracht zu haben.



Arneth über Schmerling.

Von Eugen Guglia.

Wien.

In der zweibändigen Selbstbiographie, die Alfred von Arneth vor zwei Jahren zur Freude seiner zahlreichen Verehrer herausgegeben hat, fand er öfters Gelegenheit, Anton von Schmerling, der damals noch lebte, zu nennen. An einer Stelle gedachte er auch seines persönlichen Verhältnisses zu ihm, da, wo er das Ende

seiner Thätigkeit in der Frankfurter Nationalversammlung schildert. Arneth hatte sein Mandat niedergelegt, obwohl Schmerling, damals provisorisch die Geschäfte eines österreichischen Bevollmächtigten bei der deutschen Centralgewalt führend, der Meinung war, die österreichischen Abgeordneten sollten noch bleiben, und in diesem Sinne auf sie zu wirken gesucht hatte. Wirklich hatte sich außer Arneth nur noch einer, von Würth, dazu nicht bewegen lassen. „Der Abschied von Herrn von Schmerling fiel mir nicht leicht," berichtet nun Arneth. „Männer von einer so ausgesprochenen Individualität, wie die seinige es unstreitig ist, lieben es nicht, bisherige Meinungsgenossen andere Wege als die ihrigen einschlagen zu sehen. Und umso lebhafter mochte sein Missvergnügen über den Schritt sein, welchen Würth und ich gemeinschaftlich unternahmen, als ja in demselben eine Art schweigender Missbilligung des längeren Verbleibens der österreichischen Abgeordneten in Frankfurt lag, welches Schmerling . . . doch immer dringend befürwortete. Aber die Ehrenhaftigkeit der Beweggründe unseres Verfahrens konnte wohl auch Schmerling keinen Augenblick misskennen, und darum stellte sich mein früheres gutes Einvernehmen mit ihm gleich nach seiner Rückkehr nach Wien vollständig wieder her. Es ist bis auf den heutigen Tag nie mehr getrübt worden." Später, wo Arneth zur Darstellung der Zeiten des Ministeriums Schmerling gelangt, bekennt er sich rückhaltslos als dessen Gesinnungsgenossen und bezeichnet es als einen schweren Fehler der damaligen deutsch-liberalen Abgeordneten, Schmerling zuletzt in Stich gelassen und so wenigstens mittelbar zu dessen Sturze beigetragen zu haben. „Nach meiner Meinung, die ich auch in vielfachem Verkehre mit Mitgliedern des Abgeordnetenhauses rückhaltslos kundgab, bestand die erste Aufgabe der deutsch-liberalen Partei darin, den Minister zu stützen, der als der vornehmste Träger des Constitutionalismus in Österreich erschien, und sich zu diesem Ende ganz offen als ministerielle Partei zu erklären und zu benehmen. Hätte sie dies gethan, so konnte sie auch weit leichter, als wenn sie zu dem Ministerium Schmerling in einen immer schroffer sich gestaltenden Gegensatz trat, auf dasselbe in dem Sinne einwirken, dass es sich gegen eine freiheitliche Fortbildung der Verfassung nicht ablehnend verhalte, sondern willig mit Hand anlege zur Herbeiführung einer solchen. Aber alles, was man in dieser Beziehung etwa sagen mochte, war tauben Ohren gepredigt. Für die unermesslichen Schwierigkeiten, mit denen Schmerling nach allen Richtungen hin zu kämpfen hatte, schienen die hervorragendsten Mitglieder der deutsch-

liberalen Partei, die Führer, wie man zu sagen pflegt, geradezu blind zu sein ..." Arneth citiert das Urtheil eines seiner Frankfurter Freunde, von Zerzog, über den Staatsminister: „Bei Euch in Österreich bedarf es wahrhaftig eines so kieselharten Kopfes und einer so kupferdrahtzähen Seele, womit — Gott sei Dank — Schmerling versehen ist, um nicht in Fetzen zu gehen. Ich habe Respect vor ihm, habe aber auch nie das Vertrauen auf seine damascierte Natur verloren ..." — „So," setzt Arneth hinzu, „urtheilte über Schmerling ein reifer und einsichtsvoller Mann, der ihn gleich mir in schweren und gefahrvollen Tagen in Frankfurt am Werke gesehen. Musste es mich da nicht peinlich berühren, wenn sogar Männer, welche mit Recht in der Verfassungspartei eine angesehene Stellung einnahmen, über Schmerling schmähten und ihn, dessen Vermittlung sie die Zusammenberufung einer repräsentativen Versammlung und die Möglichkeit verdankten, einen Sitz in ihr einzunehmen, fast wie einen Abtrünnigen, wie einen Gegner hinstellten, den die Freunde der Verfassung bekämpfen müssten?"

Zwei Jahre sind seit dem Tode Anton von Schmerlings vergangen, und Arneth legt uns ein Buch über Schmerling vor.[1]) In einer kurzen Einleitung berichtet uns der Verfasser die Entstehung des Buches. Er habe, so gesteht er, die Vermuthung gehegt, die Verfassungspartei werde sich alsbald nach Schmerlings Tode beeilen, ihm „durch ein zu seinen Ehren in seiner Vaterstadt auf öffentlichem Platze zu errichtendes Standbild bei der in solchen Dingen nur allzu vergesslichen Nachwelt ein dauerndes Andenken zu sichern". Diese Vermuthung habe sich jedoch nicht erfüllt, und es habe auch nicht den Anschein, als sollte dies in absehbarer Zeit geschehen. Da sei der Gedanke in ihm erwacht, dem Verstorbenen durch eine Beschreibung seines Lebens zum mindesten in der deutschen Literatur ein seiner nicht ganz unwürdiges Denkmal zu setzen. Aber diesen Gedanken habe er, kaum gefasst, wieder fallen gelassen, einmal weil es ihm nicht möglich schien, schon jetzt Schmerlings staatsmännisches Wirken in Österreich in einer Weise zu schildern, „die man als eine unparteiische anzuerkennen nicht anstehen würde," dann aber auch weil ihm die Hilfsmittel fehlten, „ohne die eine solche Schilderung nicht entworfen werden kann". Um aber doch etwas zu thun, um das Andenken an Schmerling in

[1]) „Anton Ritter von Schmerling. Episoden aus seinem Leben. 1835. 1848 bis 1849." Von Alfred Ritter von Arneth. Mit zwei Heliogravuren. Tempsky, Prag und Wien 1895.

Österreich und in Deutschland zu erhalten, entschloss sich Arneth, einzelne Episoden aus dem Leben des Hingegangenen zu erzählen, für die ihm in Briefen und Acten hinlängliches Material vorzuliegen schien. So entstand unser Buch. Es beginnt mit ein paar Blättern pietätvoller Erinnerung an Schmerlings früh verstorbene Frau Pauline von Koudelka, die Arneth hoch verehrte, und deren Andenken in ihm, wie er sagt, trotz der vierundfünfzig Jahre, welche seit ihrem allzu frühen Tode verflossen sind, heute noch lebendig ist. Hieran schließt sich eine Darstellung von Schmerlings Thätigkeit als Mitglied der österreichischen Landstände und endlich — dies bildet weitaus den größten Theil des Buches — seiner Wirksamkeit in Frankfurt, wo er zuerst als Mitglied des längst vergessenen „Collegiums der Vertrauensmänner" erschien, mit dem sich der alte Bundestag in jenen kritischen Tagen umgab, dann als österreichischer Bundespräsidialgesandter und gleichzeitig als Abgeordneter des Städtchens Tulln in der Nationalversammlung, hierauf als Reichsminister und zuletzt als österreichischer Bevollmächtigter bei der Centralgewalt thätig war.

Die Gründe, die Arneth für das Aufgeben seines Gedankens, eine Lebensgeschichte Schmerlings zu schreiben, anführt, haben uns, wir gestehen es, nicht ganz überzeugt. Mögen immerhin die Documente der Schmerling'schen Ära noch unzugänglich sein und daher so mancher Punkt seines Lebens im Dunkeln liegen, es ist doch ein unendlicher Vorzug einer biographischen, einer historischen Darstellung überhaupt, wenn sie von einem Mitlebenden geschrieben ist, von einem, der noch alles mit eigenen Augen geschaut und hie und da — dies hat ja Arneth — mitgehandelt hat: dann ist gewiss mehr Ursprünglichkeit, mehr Frische, mehr Erdgeruch, kurz mehr vom wirklichen Leben darin, als in der gelehrtesten und belegtesten Schilderung eines Nachgeborenen sein kann; mag auch ihr wissenschaftlicher Wert vielleicht geringer sein, als literarisches Product wird sie bei gleicher geistiger Potenz der Verfasser immer bedeutender sein. Aber wir wollen mit Arneth nicht darüber rechten, sondern dankbar sein für das, was er uns gibt. Es ist auch das nichts Geringes.

Recapitulieren wir kurz die wichtigsten Momente der Laufbahn Schmerlings vor seinem Eintritte in den niederösterreichischen Ständetag im Jahre 1847. Am 23. August 1805 als Sohn des Appellationsrathes Josef von Schmerling geboren, trat er 1829 als Auscultant beim niederösterreichischen Landrechte in den Staatsdienst; die sogenannten Landrechte waren Gerichtsbehörden, welchen die Jurisdiction

über den Adel und bisweilen auch über die Geistlichkeit eines Landes zustand. Bei dieser Behörde brachte es Schmerling 1839 zum Secretär oder „Rathsprotokollisten“, 1842 zum Rath (Landrath), 1846 zum Appellationsrath. Im December desselben Jahres wurde er als Mitglied des niederösterreichischen Ritterstandes in den ständischen Ausschussrath ernannt. Mit dieser Stelle waren keinerlei Einkünfte verbunden, und wir müssen gestehen, dass wir von der Wirksamkeit eines solchen Rathes auch keine rechte Vorstellung haben. Jedenfalls war sie die Vorbedingung zur Erlangung eines ständischen Mandates. Schmerling erhielt ein solches schon im Juli 1847 durch Cooptation des Ritterstandes nach dem Rücktritte des Deputierten — oder Verordneten, wie der officielle Ausdruck lautete — Freiherrn von Mayenberg. Mit diesem Mandate war ein fixer Gehalt und eine Wohnung im Landhause verbunden. Die Regierung bewilligte Schmerling zeitweilige Entlassung aus dem Staatsdienste, so dass er sich seiner neuen Stellung mit ganzer Kraft widmen konnte.

Eben in jenen Jahren war in mehrere der altständischen Körperschaften Österreichs, die Jahrzehnte hindurch — seit den Tagen Leopolds II. — ein Stilleben geführt hatten, eine gewisse Bewegung gekommen. Voran giengen die böhmischen und die niederösterreichischen Stände; Springer hat davon in seiner Geschichte Österreichs ziemlich eingehend berichtet. Die Regierung, anstatt diese Ansätze politischen Lebens zu einer so überaus nothwendigen Reform des Staates zu benützen, stellte sich der ständischen Bewegung von Anfang an feindlich gegenüber, in ihrer seltsamen Verblendung war ihr jede Regung ständischer Selbständigkeit so sehr zuwider, dass sie selbst Anerkennung und Dank zurückzudrängen bemüht war. Als die niederösterreichischen Stände dem Kaiser durch eine Deputation den Dank des Landes für die Herabsetzung der militärischen Dienstzeit darzubringen gedachten, wurde dieser Deputation der Zutritt zum Monarchen verweigert. Andererseits war die Regierung in so manchen dringenden Angelegenheiten so völlig rathlos, dass sie doch wieder an die Stände mit der Forderung um Rath herantrat. So lud sie sie 1845 zur Theilnahme an einer Berathung über die Reform der Criminalgerichte unterster Instanz ein, im selben Jahre verlangte sie von ihnen Vorschläge zur Reorganisierung des Schubwesens. Dagegen verhielt sie sich ganz oder beinahe ganz ablehnend allen Reformvorschlägen gegenüber, die aus dem Schoße der Stände damals hervorgiengen. Als 1846 die niederösterreichischen Stände die Aufhebung von Zehnten und Robot be-

antragten, antwortete die Regierung mit einigen unwesentlichen Erleichterungen bei freiwilliger Ablösung. Was in Frankreich schon 1789, in Preußen 1812, in den mittleren deutschen Staaten zum Theile in der napoleonischen Zeit, zum Theile nach 1830 geschehen war, dafür erachteten die Staatsmänner, die damals an der Spitze Österreichs standen, den Zeitpunkt immer noch nicht für gekommen, obwohl die Berechtigten selber fast überall von ihren Rechten nichts mehr wissen wollten. Das ständische Project einer neuen Creditanstalt zum Zwecke der Ablösung der bäuerlichen Lasten erhielt so wenig die Genehmigung der Regierung wie das eines Immobilien-Versicherungsinstitutes; ein Ansuchen um Herabsetzung der Verzehrungssteuer und der Stempeltaxe blieb ebenso unbeachtet wie die Bitte, das bisherige System der Geheimthuerei in Steuer- und Finanzsachen fallen zu lassen und künftighin den Staatshaushalt publicieren zu wollen.

In den Berathungen über alle diese Dinge tritt uns nun Schmerling zum erstenmale, man kann kaum sagen in öffentlicher Thätigkeit, denn sie blieben so gut wie geheim, in den Zeitungen verlautete nichts davon, aber doch in politischer Thätigkeit entgegen. Er war es, der über die Reform der Criminalgerichte erster Instanz eine Ausarbeitung, der das geforderte Gutachten über das Schubwesen lieferte, er war Berichterstatter der beiden Comités, die sich mit dem Projecte der Credit- und der Immobilien-Versicherungsanstalt beschäftigten; in der Ständeversammlung, wo über die Aufnahme der Forderung nach einer regelmäßigen Veröffentlichung des Staatshaushaltes in die sogenannte Landtagserklärung von 1847 debattiert wurde, trat er mit Karl von Kleyle und August Grafen Breuner lebhaft für diese Aufnahme ein: in längerer und gewandter Rede setzte er alles auseinander, was vom Standpunkte des Staatswohles für die Bekanntmachung der finanziellen Lage sprach, er wies vor allem darauf hin, wie sehr das allgemeine Vertrauen dadurch gekräftigt werden würde. So ist denn Schmerling in der kurzen Zeit, die von dem Tage seines Eintrittes in den Landtag bis zum Ausbruch der Wiener Revolution reichte, eines der hervorragendsten Mitglieder der österreichischen Stände geworden.

Für die Landtagssession des Jahres 1848 — sie sollte ursprünglich am 22. März beginnen, wurde aber, um der Ungeduld Rechnung zu tragen, die sich nach der Kunde von den Pariser Februarkrisen in der Wiener Bevölkerung verbreitet hatte, schon am 13. März eröffnet — waren von Schmerling zwei Vorlagen ausgearbeitet worden: die eine

betraf die allgemein ersehnte Pressgesetzgebung, die andere, auf einer Petition Wiener Bürger beruhend, eine Änderung des herrschenden Regierungssystems überhaupt; die Ausschüsse, welche zur Behandlung dieser Materien gebildet worden waren, hatten beide Ausarbeitungen vollinhaltlich gebilligt und beschlossen, sie der Ständeversammlung unverändert vorzulegen.

Man weiß, wie sich die Dinge am 13. März entwickelten. Die ständische Versammlung löste sich auf, nachdem sie kaum zusammengetreten war. Die wüsten Scenen im Hofe des Landhauses, ja im Berathungssaale selbst, wohin die aufgeregte Menge gedrungen war, veranlassten den Landmarschall zu dem Vorschlage, es möge sich eine ständische Deputation zum Kaiser begeben, um ihn von den Wünschen der Bevölkerung in Kenntnis zu setzen. Dies geschah, unter den Deputierten befand sich auch Schmerling. Über ihren Empfang beim Erzherzog Ludwig, die darauf folgende Conferenz des Staatsrathes und das unbefriedigende Resultat derselben ist oft berichtet worden. Nun vernehmen wir die Erzählung Schmerlings, die manches unbekannte Detail bringt. Die Conferenz hatte schließlich als letztes Zugeständnis eine ziemlich nichtssagende Erklärung gegeben: „Seine Majestät hätte befohlen, dass die von den Ständen vorgelegten Bitten der Bevölkerung durch ein eigenes Comité geprüft werden sollen, welches die geeigneten Anträge zu stellen habe, worüber Seine Majestät die zum allgemeinen Wohle Ihrer geliebten Unterthanen dienlichen Entschlüsse mit Beschleunigung fassen werde. Der Kaiser erwarte aber auch, dass die öffentliche Ruhe wieder hergestellt und nicht weiter gestört werde.“ Diese Erklärung sollte durch öffentlichen Anschlag kundgemacht werden, und um dies zu veranlassen, wurde dem Präsidenten der niederösterreichischen Landesregierung Freiherrn von Talatzko der Auftrag gesandt, sich sofort in der Hofburg einzufinden. Es dauerte aber sehr lange, bis er erschien, dann entschuldigte er sich damit, dass er in seinem Amtslocale, wo der Befehl ihn getroffen, keinen schwarzen Frack zur Hand gehabt habe. „Da,“ bemerkt hier Arneth, „war einer der Männer, welche man im Vormärz an die Spitze der Regierungsgeschäfte gestellt hatte!“ Auch die Haltung Metternichs in diesen Stunden, die uns ja gleichfalls im allgemeinen bekannt ist, erscheint hier in einem schärferen Licht, und bezeichnende Worte, die sonst nirgends überliefert sind, werden uns hier mitgetheilt. „In einer Fensterbrüstung stand Fürst Metternich,“ so erzählt Arneth nach dem Schmerling'schen Berichte, „einfach gekleidet,

im grünen Morgenrocke und hellfarbigen Beinkleide, einen Spazierstock in der Hand. Mit einer Ruhe ohnegleichen, in welcher Schmerling in seiner Erregung ein gänzliches Verkennen der drohenden Gefahr erblickte, suchte er die Besorgnisse derer, welche um ihn her standen, zu beschwichtigen. Pflicht der Regierung sei es, sagte er zu ihnen, auf ihrem Standpunkte zu beharren und keine Zugeständnisse zu machen; das System der Concessionen habe Ludwig Philipp um den Thron Frankreichs gebracht. Binnen sechs Monaten werde Deutschland eine Republik sein, da sich dessen Fürsten vor dem sogenannten Volkswillen gebeugt hätten. Auch sei der Kaiser gar nicht berechtigt, dem an ihn gerichteten Begehren zu entsprechen. Die Regierungsgewalt sei ohne irgendwelche Beschränkung von seinen Vorfahren auf ihn gelangt, so müsse auch er sie bewahren und unverkürzt wieder auf seine Nachfolger vererben. Auf die Erwiderung einiger der Umstehenden, wie man aber die Ruhe wieder herstellen könne, wenn von Seite der Regierung gar nichts geschehe, entgegnete Metternich, sie werde binnen kurzem wiederkehren, man müsse nur das Landhaus von den eingedrungenen Massen säubern und es den Ständen dadurch möglich machen, ihre unterbrochenen Berathungen wieder aufzunehmen und sie zum Abschlusse zu bringen. Übrigens seien ja derlei Ruhestörungen gar nichts Neues . . . nöthigenfalls müsse man den Pöbel mit Gewalt zur Ruhe bringen. Lebhaft erwiderte Schmerling, vom Pöbel sei nicht die Rede, sondern gut gekleidete, den besseren Ständen angehörige Leute seien es, welche die Begehren der Bevölkerung vorbrächten. Aber Metternich ließ sich hierdurch nicht aus seiner Gelassenheit bringen. ‚Mein Freund,' sagte er wörtlich zu Schmerling, ‚und wenn Sie selbst, ja wenn mein Sohn sich unter Leuten befänden, welche so auftreten, so bleiben sie Pöbel.'"

Schmerling befand sich auch unter den sechs Mitgliedern der Deputation, die nach deren Entlassung durch den Erzherzog in der Hofburg zurückblieben, um, wie der Landmarschall Graf Montecuccoli meinte, wenigstens guten Rath geben zu können, wenn hierfür vielleicht in den nächsten Stunden größere Empfänglichkeit eintreten sollte. Diese sechs Personen blieben den ganzen Tag in der Hofburg, sie nahmen später Audienz beim Erzherzog Franz Karl, der sich wenigstens für die Gewährung von Pressfreiheit zu verwenden versprach; dann — am späten Nachmittag — erlebten sie noch das Eintreffen einer zweiten ständischen sowie der Universitäts- und Bürgerdeputation, die zweite Sitzung der Staatsconferenz, den Rücktritt Metternichs, das Zugeständnis der Pressfreiheit und der Studenten-

bewaffnung; für diese letzte Maßregel hatten die Stände nicht intervenirt. Als es sich dann darum handelte, über die Ereignisse des Tages und die getroffenen Maßregeln eine officielle Mittheilung für die „Wiener Zeitung“ zu redigieren, und niemand in der Nähe war, dem man die Redaction eines solchen Artikels übertragen mochte, erbot sich Schmerling hierzu: „An einem Pfeilertische stehend, schrieb er mit Bleistift auf ein Quartblatt den Entwurf eines Artikels nieder, welchen er den Grafen Kolowrat und Hartig und auf ihr Begehren auch dem Erzherzog Ludwig vorlas, der ihn genehmigte. Freilich machte der gleichfalls anwesende Polizeipräsident Graf Sedlnitzky Schwierigkeiten, ihn noch in die Zeitung aufnehmen zu lassen, da es hierzu schon zu spät sei. Aber über Schmerlings ernstliche Vorstellungen ließ er diese Bedenken fallen, und die ‚Wiener Zeitung‘ vom 14. März brachte wirklich den von Schmerling niedergeschriebenen Artikel. Die Bewaffnung der Studierenden, die Verstärkung des Bürgercorps, die Berufung eines Comités endlich, welches die einzuführenden Reformen in Erwägung ziehen sollte, wurden darin verkündigt. Hierauf wurde die Erwartung des Kaisers ausgesprochen, die Bevölkerung werde in diesen Maßregeln einen neuen Beweis seiner väterlichen Fürsorge erkennen und die öffentliche Ruhe nicht weiter gestört werden. Den Schluss aber bildete die ernstliche Drohung“ — und hierin sieht Arneth mit Recht die ganze Denkungsweise Schmerlings aufs deutlichste zutage treten — „dass, wenn diese Erwartung des Kaisers wider Vermuthen getäuscht werden sollte, er mit Bedauern die volle Strenge der Waffen eintreten lassen müsste.“ In einer zweiten Notiz, gegen die zuerst Graf Kolowrat lebhafte Einwendungen erhob, berichtete Schmerling kurz die Demission des Fürsten Metternich. Von einer Bewilligung der Pressfreiheit wollte man noch nichts verlauten lassen.

Am 14. März, der die Errichtung der Nationalgarde, die Aufhebung der Censur und die ausdrückliche Gewährung der Pressfreiheit brachte, befand sich Schmerling bald in der Burg, bald in der Hofreitschule, wo die Listen zur Einzeichnung in die Nationalgarde auflagen. Graf Hoyos, der sich herbeiließ, das Commando derselben zu übernehmen, bat Schmerling dringend, sich ihm als Adjutant zuzugesellen, und Schmerling gab seine Zustimmung: er hat sein ganzes Leben eine starke Neigung zu militärischem Wesen gehegt, und hier konnte er hoffen, sie zu bethätigen. Den ganzen 15. März brachte er mit den Arbeiten zur Organisation der Nationalgarde zu. Seine Absicht war, die gesammte

bewaffnete Civilbevölkerung in einen einzigen Körper zu vereinigen. Aber das Ministerium — Fürst Windischgrätz stand, wie man weiß, in den nächsten Tagen mit unbeschränkter Vollmacht an der Spitze der Regierung — gieng hierauf nicht ein. Nicht nur dass die früheren Bürgercorps fortbestanden, es wurde auch die akademische Legion zu einem gesonderten Verbande ausgestaltet, der aber bald nicht allein die eigentlichen Studierenden umschloss, sondern zum Hauptcentralpunkte und zum gefügigsten Werkzeuge aller tumultuarischen Elemente wurde. Dies, meint Arneth, barg eine Gefahr in sich, „an welcher schließlich alle Errungenschaften der Märztage elend zugrunde giengen".

An dem gleichfalls am 15. März von den noch einmal zusammentretenden Landständen gefassten Beschlusse, einen Ausschuss von 24 Mitgliedern ins Leben zu rufen, der das vorkehren sollte, was der Augenblick jedesmal forderte, hatte Schmerling keinen Antheil. 12 Mitglieder sollten von den Ständen, 12 von dem Bürgercomité, das sich gebildet hatte, gewählt werden, Schmerling war unter den ersteren. Aber auch an den Sitzungen dieses Ausschusses — es fanden deren 15 statt — betheiligte er sich wenig, da ihn zunächst die Arbeiten für die Nationalgarde zusehr in Anspruch nahmen, später aber ein wichtiger, höchst ehrenvoller Auftrag von Wien entfernte.

Die Bundesversammlung in Frankfurt hatte nämlich zur Zeit, da das sogenannte Vorparlament zusammentrat, beschlossen, sich mit einem Vertrauensmänner-Collegium zu umgeben. Der Nachfolger des Fürsten Metternich in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Ficquelmont, war nun gänzlich rathlos, wen er in dieses Collegium als Vertreter Österreichs entsenden solle. Er wandte sich an den Minister des Innern, Freiherrn von Pillersdorff, und dieser bezeichnete ihm Schmerling als den geeignetsten Mann. Schmerling, von seinen politischen Freunden Doblhoff, Stifft und Kleyle eifrig gedrängt, entschloss sich zur Annahme der Mission.

Als zweiter Vertrauensmann wurde ihm der Landrath Freiherr Franz von Sommaruga beigegeben. Am 5. April reisten beide gleichzeitig mit den von verschiedenen Körperschaften ins deutsche Vorparlament entsandten Abgeordneten von Wien ab.

Österreichischer Bundespräsidialgesandter in Frankfurt war seit dem 12. März Graf Franz Colloredo-Wallsee. Dieser fand sich in seiner neuen Stellung ziemlich unbehaglich und begrüßte Schmerling mit wahrer Freude, er wurde nicht müde, ihn zu versichern, dass er auf seinen Beistand „in all den zahlreichen Fragen, welche über den

Horizont eines berufsmäßigen Diplomaten doch eigentlich hinausgiengen", mit voller Zuversicht rechne.

Unter vielen bekannten Namen, die in dem Vertrauensmänner-Collegium erschienen — es waren da Dahlmann und Gervinus, Uhland und Silvester Jordan, Droysen und Bassermann — war Schmerling ein recht unbekannter. Umso größer war die Überraschung, als Schmerling plötzlich mit einem höchst bedeutenden Antrage auftrat. Angewidert von der Schwäche des Bundestages — er sei gleich Null und thue nichts ohne das Collegium — und dem absoluten Mangel an jeder staatlichen Autorität, meinte er in der Bundesacte selbst eine Handhabe zur Schaffung einer solchen zu finden. Es gab nämlich einen Paragraphen, in dem die Einsetzung eines Bundesexecutivorganes in gewissen Fällen vorhergesehen war. Es war hiervon niemals Gebrauch gemacht worden, weil es den beiden deutschen Hauptmächten nie darum zu thun gewesen, das Ansehen des Bundestages zu stärken. Schmerlings Antrag gieng nun dahin, ein solches aus drei Mitgliedern bestehendes Executivorgan zu schaffen. Diesem sollte die Vertretung des Bundes nach außen, also die Leitung der auswärtigen Politik und die Verfügung über die Bundestruppen zustehen. Der Antrag fand allgemeine Zustimmung sowohl bei den Vertrauensmännern, als bei den eigentlichen Bundesgesandten. Colloredo berichtete gleich im Sinne Schmerlings nach Wien. Schmerling aber meinte in einem Briefe, den er nach Hause schrieb, am meisten habe er wohl Ursache stolz zu sein, dass ihm gegenüber der trockene Dahlmann, der den Österreichern fast feindselig entgegengekommen war, sich mit lebhafter Anerkennung über seinen Antrag ausgesprochen habe.

Am 3. Mai wurde dann wirklich der Beschluss gefasst, die deutschen Regierungen um Einsetzung eines Bundesexecutivorganes anzugehen.

Mit Recht hebt Arneth hervor, dass dieser aus Schmerlings Initiative hervorgegangene Beschluss eine sehr große Bedeutung hatte, er bot die erste Grundlage zu der späteren Schöpfung der deutschen Centralgewalt. Man hat so oft dem Frankfurter Parlamente vorgeworfen, dass es einen höchst bedeutsamen Factor des deutschen politischen Lebens fast völlig ignorierte oder doch zu gering schätzte: die deutschen Regierungen; die Centralgewalt hat es nicht im Einverständnisse mit diesen geschaffen, geschweige dass es ihnen hierin die Initiative überlassen hätte; eben darum aber besaß diese Centralgewalt hernach so gar wenig Macht, die Regierungen kümmerten sich um sie

nur, wenn es ihnen beliebte. Der Antrag Schmerlings zeigte eine bessere Einsicht in die politische Lage.

Aber freilich, die Regierungen hätten seine Bedeutung auch besser verstehen müssen. Die österreichische Regierung wusste, nachdem der greise Johann Philipp von Wessenberg abgelehnt hatte, niemand anderen abzuordnen als den General Nobili, der zwar ein tüchtiger Soldat, aber weder ein Kenner der deutschen Verhältnisse, noch eine hervorragende Persönlichkeit war. Colloredo selbst scheute sich nicht, in einem Schreiben nach Wien diese Wahl als einen Missgriff zu bezeichnen. Schmerling wäre wohl der Mann dazu gewesen.

Aber er hatte alsbald einen anderen wichtigen Posten zu übernehmen. Colloredo begehrte in der dringendsten Weise seine Rückberufung, indem er zugleich Schmerling zu seinem Nachfolger vorschlug. Nicht mehr Ficquelmont jedoch, der durch die Wiener Demonstrationen vom 2. und 3. Mai aus seinem Amte vertrieben wurde, vollzog die Ernennung Schmerlings zum Bundespräsidialgesandten, sondern der Freiherr von Lebzeltern, der nach Ficquelmonts Austritt vorübergehend an der Spitze des Ministeriums des Auswärtigen stand. Am 13. Mai erfolgte die kaiserliche Entschließung.

Kurz vorher war Schmerling ganz ohne sein Zuthun von dem kleinen Städtchen Tulln zum Abgeordneten bei der deutschen Nationalversammlung gewählt worden.

Die erste wichtigere Angelegenheit, die Schmerling veranlasste, in seinen beiden neuen Stellungen als Bundespräsidialgesandter und als Abgeordneter mit Überzeugung und Energie hervorzutreten, war der bekannte Mainzer Rummel. Die Garnison bestand dort aus Österreichern und Preußen. Die preußischen Soldaten waren wiederholt von dem Mainzer Pöbel, ja selbst von der demokratisierten Bürgerwehr beschimpft und zuletzt durch die Ausstellung beschimpfender Caricaturen des Königs von Preußen in einem Schauladen in ihren patriotischen Empfindungen aufs bitterste verletzt worden. Sie hatten hierauf die Beseitigung der Schmähbilder verlangt und, als man ihrem Verlangen nicht nachgab, die Glastafeln zertrümmert und die Bilder selbst weggenommen. Hierauf war eine große Aufregung entstanden, die Bürgerwehr eilte herbei, und als die preußischen Soldaten sich zurückzogen, wurden sie in tückischer Weise überfallen, vier getödtet, fünfundzwanzig verwundet, darunter nicht wenige mit Dolchen und von rückwärts. Es war sehr begreiflich, dass der Vicegouverneur der Festung, General von Hüser, nun die Auflösung und Entwaffnung

der Bürgerwehr verfügte und eine Nichtbefolgung dieser Verfügung mit dem Bombardement der Stadt zu ahnden drohte.

In der Sitzung der Bundesversammlung, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigte, wurden unter dem Vorsitze Schmerlings die von dem Vicegouverneur getroffenen Maßregeln für gerechtfertigt erklärt; in der Sitzung der Nationalversammlung, wo über die gleiche Angelegenheit eine lebhafte Debatte entstand, trat Schmerling den Demokraten, die über Hüsers Maßregel außer sich waren, mit ruhiger Entschiedenheit entgegen. Wir haben über dieses erste Auftreten Schmerlings in der Paulskirche den anschaulichen Bericht eines Augenzeugen, Heinrich Laubes. „Es war,“ so erzählt dieser, „als ob ein ruhig stehender Fechter seine Degenklinge einmal um das anderemal in den Leib des Gegners stoße, ohne dass er hierbei die Miene verzieht. Nur das große graue Auge folgt mitunter der Richtung des Armes, um sich wie zum Überflusse zu überzeugen, dass der Stoß auch gründlich getroffen habe. Dieser fest stehende Fechter in eleganter Kleidung war Schmerling . . . So schonungslos kündigte dieser Österreicher sich an, welcher offenbar durch die erneuerten Wiener Revolutionen veranlasst worden war, dem revolutionären Elemente von nun an jeden Fuß Bodens streitig zu machen. Er hatte Metternich stürzen geholfen, und als geschäftskundiger Jurist war er auf den zusammenbrechenden Stuhl eines Bundespräsidialgesandten geschickt worden, damit das abgenützte Möbel mit Kraft und Anstand preisgegeben werde. Ein jugendlich aussehender Vierziger mit gestählten Nerven, mit kaltem Blute und Muthe und mit der ganzen Übung eines Mannes von Fach und Welt, war ihm ein Amt der Thätigkeit sicher in den neu sich schlingenden Kreisen deutschen Staatswesens. Mit dieser Rede, die in conservativer Schärfe starrte, schied er sich charaktervoll ab von den damaligen hin und her schwimmenden Machthabern des Kaiserstaates, entwickelte er zum erstenmale jenen Charakter von herber Tapferkeit, welchen er später in entscheidender Stunde bewährt hat. Wie oft haben wir noch diese officiermäßige Haltung auf der Bühne gesehen! Der Oberkörper wendet sich gar nicht, wenn das Auge hinüberschweifen will, verächtlich und sicher nach der Linken, wo ihn die grimmigsten Feinde unterbrechen. Die gebogene Nase, das dünne, wohlgekämmte Haar, das in so wildbärtiger Zeit immer wohlrasierte Antlitz von kräftiger südlicher Blässe, wie oft ist dieses Bild noch da oben erschienen, einmal wie das andere, eines zähen Inhaltes glatter Einband, an welchem nichts haften blieb, nichts . . .“

Sowohl in der Nationalversammlung wie auf dem Bundestage hatte sich somit schon im Frühjahre Schmerling eine geachtete Stellung erworben. Während aber sein Auftreten in jener noch in ziemlich lebhafter Erinnerung ist und bereits öfters geschildert wurde, vernehmen wir unseres Wissens zuerst von Arneth etwas Genaueres über seine Thätigkeit auf dem Bundestage, ja über die Thätigkeit des Bundestages selbst in diesen letzten Wochen vor seiner Vertagung. Hierüber meinte man bis jetzt mit einem Scherzworte hinweggehen zu können. Aber aus der Arneth'schen Darstellung ergibt sich, dass die Versammlung in der Eschenheimer Straße doch nicht eine gar so unbedeutende und klägliche Rolle gespielt hat. Die Gesandten waren meist erst vor kurzem — nach den Märzereignissen — auf ihren Posten und Männer, welche Vorkämpfer der constitutionellen Freiheiten gewesen waren, ja ihre freisinnige Haltung in früheren Jahren mit Kerker gebüßt hatten; zugleich waren es zumeist Männer von praktischer Staatserfahrung. Arneth gibt uns, wohl auch auf Schmerling'sche Aufzeichnungen gestützt, ein Bild dieses „verneuerten" Bundestages von 1848. Preußischer Gesandter war Guido von Usedom, ein Diplomat von Beruf und sehr gebildeter Mann, Bayern war durch den Freiherrn Karl von Closen, Hannover durch den Freiherrn von Wangenheim, beide altständische Liberale, repräsentiert, Kurhessen hatte den greisen Märtyrer des Liberalismus Silvester Jordan entsandt, Sachsen gar einen Erzdemokraten, einen Gesinnungsgenossen Robert Blums, mit Namen Todt. Durch sehr treffliche Männer waren auch Oldenburg und Braunschweig vertreten, die Herren Oberst von Mosle und Liebe, Baden durch den berühmten Staatsrechtslehrer und liberalen Doctrinär Welcker. Willig fügten sie sich alle der selbstbewussten und energischen Leitung Schmerlings, ja sie waren ihm dankbar für die Entschiedenheit, mit der er seines Amtes waltete. Ein ganz besonders gutes Einvernehmen unterhielt Schmerling mit dem preußischen Gesandten, den des Österreichers energisches Eintreten für die preußische Garnison in Mainz rasch gewonnen hatte. Schmerling erwarb sich aber auch das Verdienst, dass, wie Arneth sagt, „die Bundesversammlung unter seiner Leitung im vollen Besitze ihrer Befugnisse blieb, dass sie das so vielfach gefährdete monarchische Princip standhaft vertheidigte, dass sie endlich, während in Berlin und schon gar in Wien volle Anarchie herrschte, alle die ebenso drängenden als schwerwiegenden Fragen — man denke nur an eine der wichtigsten von allen, den Krieg in Schleswig-Holstein, an die Bedrohung Triests

durch die sardinische Flotte, an den Aufstand in Prag u. dgl. — in Erörterung zog und die Leitung derselben so sehr in der Hand behielt, dass sie seinerzeit den legalen Übergang ihrer gesammten Geschäftsführung an die neugeschaffene Centralgewalt ohne jedes Hindernis bewerkstelligen konnte".

Mit der Art, wie diese Centralgewalt zustande kam, war nun freilich Schmerling nicht ganz einverstanden; wir wissen es schon, er hätte gewollt, dass sie von den Regierungen oder doch durch Nationalversammlung und Regierungen gebildet würde. Dass an Stelle der ursprünglich geplanten drei Personen eine einzige mit dieser Gewalt betraut wurde, schien ihm wohl, vorausgesetzt dass die Wahl auf einen österreichischen Prinzen falle, günstig, weil dadurch „allen republikanischen Velleitäten ein Paroli gebogen werde". Aber er erkannte auch, dass damit der Gedanke eines Staatenbundes aufgegeben sei: in einem deutschen Bundesstaate aber Österreich die entsprechende Stellung anzuweisen, darin sah er eine ungeheuere Schwierigkeit. Indes wie nun einmal die Entscheidung gefallen war, setzte er sich in Wien aufs eifrigste für schnelle Annahme der Wahl von Seiten des Erzherzogs Johann ein: „Ihre Ablehnung," schrieb er, „wäre von unberechenbaren Folgen für Deutschland und für Österreich ... In Wien kann Erzherzog Johann ersetzt werden, in Frankfurt ist er unersetzlich; fehlt er, so haben wir keinen zweiten Fürsten zu wählen. Wir wählen dann einen Präsidenten und haben die Republik." Schmerling berief auch noch am Abende des Tages, da das Parlament die Wahl vorgenommen hatte, die Bundesversammlung und vermochte diese, die Wahl durch ein Schreiben an den Erzherzog gleichsam zu bestätigen, was in Wien einen sehr guten Eindruck machte. Die ganze Angelegenheit, so äußerte sich der damalige Minister Wessenberg, sei durch Schmerlings „ausgezeichnet geschickte und ruhige Leitung zu einem für das Kaiserhaus und den Staat so ehrenvollen, durch den Hinzutritt der Bundesversammlung vollkommen correct gewordenen Ziele" geführt worden.

Mit der Ankunft des Erzherzogs in Frankfurt endigte die Thätigkeit Schmerlings auf dem Bundestage, dieser übertrug seine Obliegenheiten an die Centralgewalt. Aber nicht lange blieb Schmerling einfacher Abgeordneter, was er damit wieder geworden war. Etwa eine Woche später wurde er vom Erzherzog in das neugebildete Reichsministerium berufen und zuerst mit den Portefeuilles des Innern und des Äußern bekleidet. Anfangs August legte er

das letztere in die Hände Heckschers und blieb von da an bis zum 13. December Reichsminister des Innern. Eine gleichzeitig an ihn ergehende Berufung ins österreichische Ministerium lehnte er ab, er meinte in Frankfurt, wo er sich nun eine umfassende Personen- und Sachkenntnis angeeignet hatte, nützlicher sein zu können.

Es ist oft gesagt worden: die Gewalt des Reichsverwesers, die Befugnisse seines Ministeriums waren in Wirklichkeit sehr gering. Dennoch darf man nicht denken, dass die Minister nichts zu thun gehabt hätten. Es waren lauter Chefs da — sieben Minister und acht Unterstaatssecretäre — und keine Untergebenen, kein einziger Schreiber, nicht einmal ein Diener. Es gab also immer viel zu schreiben, wenn damit auch nichts Wesentliches erreicht wurde. Schmerling aber war das Glück — man darf es wohl so nennen — beschieden, einmal wenigstens auch in bedeutender Weise handelnd aufzutreten. Es geschah dies, wie man sich erinnert, in den Tagen, wo die Revolution die Stadt Frankfurt und damit Parlament und Centralgewalt selbst bedrohte, um die Mitte des September. Diese Dinge sind oft geschildert worden, Arneths Mittheilungen sind aber dennoch dankenswert, weil sie die Thätigkeit Schmerlings während jener Zeit, die wohl im allgemeinen bekannt ist, von Stunde zu Stunde, gleichsam auf Schritt und Tritt verfolgen. Die unbeugsame Energie, die den Mann erfüllte, tritt da erst recht zutage. Mit Recht durfte er, wie er in einem Briefe vom 22. September nach Wien schrieb, in dem Bewusstsein leben, sich „um Deutschland verdient gemacht zu haben".

Auch über die Ereignisse, die im December den Rücktritt Schmerlings vom Ministerium herbeigeführt haben, gibt Arneth manchen erwünschten Aufschluss. Doch wollen wir nicht verschweigen, dass man seiner Darstellung hier lebhaft widersprochen hat. Arneth stellt den Rücktritt als eine Folge der Umtriebe der sogenannten erbkaiserlichen oder kleindeutschen Partei in ihren Clubs und der eigenthümlichen Haltung der Collegen Schmerlings dar, die sich hinter seinem Rücken vereinigten, um ihn zur Räumung seines Platzes zu bewegen, während sie selbst ruhig auf dem ihrigen verblieben. Wie dem auch sei, Schmerling fiel auf höchst ehrenvolle Weise und fühlte sich daher keineswegs gedemüthigt, sondern „in hohem Grade befriedigt"; er konnte sich rühmen, dass er in der allgemeinen Achtung nur gestiegen sei.

Nun war Schmerling wieder einfacher Abgeordneter. Eine Frankfurter Freundin, Frau Marie Brentano, geborene Guaita, machte ihn darauf aufmerksam, dass es vielleicht gut wäre, wenn er

nicht gleich als einfacher Abgeordneter in der Paulskirche erscheinen würde, nachdem er dort eben noch am Ministertische gesessen sei. Er möge eine kleine Pause in seiner Frankfurter Thätigkeit eintreten lassen und diese etwa zu einer Reise nach Wien benützen, sich dem jugendlichen Kaiser vorzustellen und die neuen Minister kennen zu lernen. Begierig griff Schmerling diesen Vorschlag auf, der Reichsverweser billigte ihn, und so machte er sich schon am 21. December auf den Weg. In Leipzig überbrachte ihm ein österreichischer Cabinetscourier Depeschen von Schwarzenberg, Stadion und Bruck. Alle drei Schreiben drückten den lebhaften Wunsch der Regierung aus, die österreichischen Interessen in Frankfurt auch in Zukunft durch Schmerling vertreten zu wissen, zu dem Zwecke sollte er das Amt eines kaiserlichen Bevollmächtigten bei der deutschen Centralgewalt annehmen. Schwarzenberg sprach auch von der Eventualität eines Eintrittes in das österreichische Ministerium, jedoch nur flüchtig und mit dem Zusatze, dass die wichtigsten Plätze bereits besetzt seien und ein Ministerium ohne Portefeuille Schmerling vielleicht nicht wünschenswert erscheinen dürfte. Schmerling war sogleich entschlossen, den ersten Vorschlag anzunehmen und nach einem kurzen Aufenthalte in Wien wieder nach Frankfurt zurückzukehren. Am 27. December wohnte er einer Sitzung des Ministerrathes bei, in der er über die Zustände und Bestrebungen in Frankfurt ausführlichen Bericht erstattete. Aus dem Verlaufe der Discussion, die sich an seine Darstellung knüpfte, musste Schmerling erkennen, wie groß die Schwierigkeiten der Stellung, die er übernommen habe, seien, indem die Regierung zwar recht gut wusste, was sie (in der deutschen Frage) nicht wollte, keineswegs aber das, was sie wollte. An dieser Schwierigkeit sollte denn auch seine neue Frankfurter Mission sehr bald scheitern. Am 2. Jänner 1849 trat er seinen neuen Posten an, am 12. März sah er sich genöthigt, denselben wieder aufzugeben. Die Gründe dieses Entschlusses hat er in einem Schreiben an Schwarzenberg selbst klar und überzeugend ausgesprochen. „Durch das Patent vom 4. März,“ heißt es darin, „haben Seine Majestät dem österreichischen Kaiserstaate eine Verfassung gegeben, welche, wenn sie auch den einzelnen Ländern eine bedingte Selbständigkeit bewahrt, unverkennbar dieselben in einen Centralstaat vereinigt sehen will. Wenngleich weder in der Verfassungsurkunde noch in dem Einführungspatente des Verhältnisses Österreichs zu Deutschland gedacht wird, so liegt doch nach meiner Ansicht in der Form der Constituierung Österreichs die Unmöglichkeit, dass seine Gebietstheile in dem zu schaffenden

deutschen Bundesstaate ihren Platz finden. Die Schöpfung dieses Bundesstaates halte ich aber für ein unabweisliches Bedürfnis, und es würde meiner Überzeugung widerstreben, demselben entgegenzutreten oder seine friedliche Gestaltung zu hindern. Nicht minder habe ich das Verbleiben der deutsch-österreichischen Gebietstheile als ein Gebot der Zeit und als die Bürgschaft erkannt, dass die deutsche Cultur und der deutsche Geist uns erhalten bleiben und wir unsere Mission, sie nach Osten zu verbreiten, zu erfüllen vermögen ..."

„Von Seite Schwarzenbergs," bemerkt Arneth hier, „geschah nicht der geringste Schritt, um Schmerling zu einer Änderung seines Entschlusses zu bewegen, und man tritt dem Fürsten wohl nicht zu nahe, wenn man annimmt, er habe seinen allzu selbständig denkenden Untergebenen ganz gerne wieder ziehen lassen."

Erst im April wurde jedoch Schmerling von seinem Nachfolger, dem Grafen Bernhard Rechberg, abgelöst. Graf Rechberg brachte eine Note Schwarzenbergs mit, in der den österreichischen Abgeordneten, „als ob sie Angestellte der Regierung wären", der kategorische Auftrag ertheilt wurde, sofort nach ihrer Heimat zurückzukehren. Arneth ist der Meinung, dass dem österreichischen Ministerium zu dieser Abberufung kein Recht zugestanden habe. Schmerling befand sich indes unter den Abgeordneten, die sich nach einem Vorbehalte bereit erklärten, ihre Mandate niederzulegen. Am 1. Mai verließ Schmerling endlich Frankfurt für immer, eine bedeutsame Periode seines eigenen Lebens wie der Geschichte der deutsch-österreichischen Beziehungen war damit zuende.

„Nicht ruhmlos kehrte er zurück," so schließt Arneth seine — der Leser wird dies auch aus diesem dürftigen Auszuge erkennen — so überaus dankenswerte Darstellung, „man sah in ihm ... den unerschrockenen, zugleich kaltblütigen und standhaften Bekämpfer und Besieger der Revolution, aber auch gleichzeitig den Mann, der nach Vollbringung dieser That ebenso tapfer dafür eintrat, dass der Bevölkerung jenes Maß der Freiheit ungeschmälert bleibe, welches für sie durch die Rücksicht auf ihr Wohl und das des Staates dringend gefordert wurde. Deshalb lenkten sich, nachdem ihr dasselbe für lange Zeit entzogen worden war, ihre Blicke wieder auf Schmerling, als es galt, sie neuerdings in den Genuss verfassungsmäßiger Zustände treten zu lassen. Und da zeigte er denn, weithin erkennbar für alle Welt, dass er wirklich für Österreich nicht verloren war."





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Amerika und die Ungarn.

Von Prof. Dr. Alexander Márki. Budapest 1893.

Zu den verdienstvollen Geschichtsschreibern des neuen, sagen wir des neuesten Ungarn gehört der Professor der Geschichte an der Franz Josefs-Universität zu Klausenburg, Dr. Alexander Márki. Unermüdlich besonders in der Durchforschung jener interessanten Perioden und Phasen ungarischer Geschichte, die sich auf die Verbindungen seines Vaterlandes mit dem Auslande beziehen, hat der noch junge Gelehrte nach dieser Richtung hin die heimische Fachliteratur hauptsächlich mit wertvollen monographischen Studien bereichert, unter denen wir namentlich die über den sogenannten Hora-Kloska-Aufstand in Siebenbürgen und Ungarn erwähnen.

Das vorliegende Werkchen ist eine verkürzte deutsche Übertragung eines längeren Aufsatzes über den gleichen Gegenstand, der in der Vereinszeitschrift der ungarischen geographischen Gesellschaft erschien, und wird manchem deutschen Leser überraschende Daten über das „Wachsen des Ungarnthums jenseits des großen Wassers" sowie über die Beweggründe und Antecedentien dieses fast massenhaften Exodus aus dem alten Vaterlande zwischen den schneeigen Spitzen der Tatra und den gelben Fluten der unteren Donau bis zum düsteren Gebirgskessel des Kasanpasses liefern. Thatsächlich beläuft sich die Zahl der noch in Ungarn geborenen jetzigen Einwohner der nordamerikanischen Union auf etwas über eine halbe Million, wobei die natürlich noch nicht völlig anglisierten jüngeren Nachkommen dieser Auswanderer nicht mitgerechnet sind. Jedenfalls ist dies ein Factor, der nicht unterschätzt werden darf, und bedeutet die halbe Million Menschen für ein Land von nur rund 17 Millionen Einwohnern einen Kraftverlust, von dem der Verfasser mit Recht meint, dass er allen Freunden der ungarischen Nation und allen, die es mit dem Aufblühen des Reiches der Stephanskrone ernst nehmen, Stoff zum Nachdenken genug gebe. Schon sehen wir in Amerika eine beträchtliche Anzahl von Städten, meistens die

größten, die am Atlantischen Ocean, an den mächtigen Stromläufen des Mississippi und Missouri wie nicht minder am Stillen Meere und an den fünf ungeheuren Binnenseen, in denen das ungarische Element einen durchaus nicht unbedeutenden Theil der Einwohnerschaft bildet. Freilich ist das Wort „Ungar" hier collectiv, also nicht im ethnographischen, sondern im politischen Sinne zu verstehen, d. h. alle Stämme und Völkerschaften des Königreiches inbegriffen, also Slovaken, Deutsche u. s. w. ebenfalls, nicht nur die eigentlichen Magyaren, wobei die Thatsache hervorzuheben wäre, dass bei den Rumänen, Serben und Ruthenen, die Ungarn bewohnen, nur ausnahmsweise eine oder die andere Familie auswandert, desto mehr aber die Juden, besonders die Oberungarns, an der großen Wanderschaft über See massenhaft theilnehmen. In einigen Großstädten der Union, so in New-York, Chicago, Cleveland, finden wir das Ungarnthum ausnehmend stark vertreten, besonders in Cleveland, der schönen volkreichen Stadt am Eriesee, in der sogar zwei Zeitungen in ungarischer Sprache erscheinen; eine dritte, die älteste derartige in Amerika, wird in der Empire City selbst herausgegeben. Dass die Ungarn, vorzugsweise die Slovaken in den Kohlen- und Petroleumdistricten Pennsylvaniens, als fleißige, äußerst begnügsame Arbeiter eine bedeutende Rolle auch volkswirtschaftlich spielen, dürfte allbekannt sein. Viele dieser Leute, die als ganz arme Teufel übers Meer gezogen sind, kehren auf ihre älteren Tage als recht vermögende Familienväter, die ihre Angehörigen von der Ferne aus schon früher nachhaltigst unterstützt hatten, in ihre alte Heimat in Oberungarn zurück, siedeln sich dort auf selbsterkauftem Grund und Boden wieder an, und aus dem früheren blutarmen, dabei unwissenden und ungelenken slovakischen Taglöhner oder Bauer wird dann oft ein mit allen Salben amerikanischen Yankeethums geschmierter, weltgesehener, wohlhabender Grundbesitzer. Schon heute begegnet man in den nordungarischen, bekanntlich vorwiegend slovakischen Comitaten, in Árva, Turócz, Zólyom, Trencsén u. s. w. manchen dieser neuen „Herrschaften", und ihre Zahl wird in den nächsten Jahrzehnten sicherlich noch steigen.

Es gelten die obigen Zeilen mehr als Hinweis auf die Gegenwart und die nächste Zukunft des Ungarnthums in Amerika besonders nach der volkswirtschaftlichen Seite hin, während der Verfasser unserer Schrift zumeist in dem historischen Geleise dieser Frage sich bewegt.

Der erste ungarische Reisende, der die Ufer Nordamerikas zu sehen bekam, war Stephan Parmenius, der 1583 an der Neufundländer Expedition theilnahm und auch einige Notizen über seine Reise veröffentlichte. Derselbe war in Ungarn geboren und genoss seine erste Erziehung in Ofen. Er unternahm die Expedition nach der bis dahin unbekannten Insel mit Sir Humphrey Gilbert und gehörte zu denjenigen, die im Namen der Königin Elisabeth von England von Neufundland Besitz ergriffen. Parmenius sah sich aber in seinen Illusionen bezüglich der Fruchtbarkeit des großen Eilandes sehr getäuscht und verlor später sein Leben auf hoher See am südlichen Theile Neuschottlands während eines Schiffbruches. Von den späteren ungarischen

Amerikareisenden sei insbesondere Wilhelm Vésey erwähnt, der 1664 vom König von England zum Gouverneur der damals von den Holländern neu erworbenen Colonie Kleinengland ernannt wurde. Vésey hatte mannigfache Verdienste um dieselbe erworben; so war es ihm zu verdanken, dass 1683 der erste gesetzgebende Körper der jungen Colonien sich constituieren konnte. Er starb 1689, und für seine hervorragenden Verdienste um die Stadt New-York selbst zeugt der Umstand, dass eine wichtige Straße daselbst, die vom Broadway direct bis zum Ufer des Hudson hinabführt, noch heute „Vesey-Street" genannt wird. Eine ungarische Beschreibung von ganz Amerika aber entstand zuerst aus der Feder Stephan Paps von Vecse und des vielgereisten Jesuitenpaters Paul Bertalanffy. Letzterer ist von beiden beiweitem selbstständiger, beurtheilt jedoch die nordamerikanischen Verhältnisse durchaus von clericalem Standpunkte, spricht in seinem Werke ärgerlich von den „calvinischen Hochschulen, die dort bereits verpestend wirken", u. s. w. Die beiden Beschreibungen erschienen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in ungarischer Sprache. Überhaupt thaten sich ungarische Jesuitenpatres als kühne Missionsreisende in allen Theilen Amerikas im vorigen Jahrhunderte hervor. So begab sich der Jesuit Johann Rési bereits 1736 als Missionär nach Bern und wurde 1748 sogar Professor der Mathematik in Lima. Sein Freund und Ordensgenosse Johann Zakarjás wirkte ebenfalls daselbst von 1752 bis 1768 und veröffentlichte mehrere interessante Briefe über seine Reise. Im Sommer 1783 reiste der ungarische Jesuit David Fáy mit siebzehn Genossen nach Amerika, das er erst nach 48tägiger Reise erreichte. Ein anderer gelehrter Ungar, Josef Balogh, begab sich auf Anrathen des damaligen Wiener Universitätsprofessors Jaquin nach Guyana, wo er erfolgreiche botanische Studien betrieb. Leider verlieren sich die Spuren dieses Forschers vom Jahre 1781 angefangen. Josef Pauer, ein gebürtiger Ödenburger, stand 1782 an der Spitze einer wissenschaftlich-commerziellen Expedition nach Amerika. Einer der romantischesten Reisenden des 18. Jahrhunderts war der allbekannte ungarische Graf Moriz Benyóvszky, der sich 1784 mit seiner Familie nach Amerika begab und später in französischen Diensten vor Madagaskar fiel. Von seinen Nachkommen lebte einer noch im Jahre 1843 in Texas. Zwischendurch wurde Amerika auch literarisch in Romanen, Erzählungen u. s. w. vielfach behandelt und dargestellt, und wir erwähnen nur die Namen Johann Kis, Siegmund Horváth, Michael Dobosy, Samuel Gyarmathy u. s. w., meist protestantische Geistliche. Lebhafter wird es diesbezüglich aber in unserem 19. Jahrhundert. Der Raum dieser kurzen Skizze erlaubt es leider nicht, hier auch nur in die wichtigsten Details einzugehen. Hervorgehoben sei nur, dass zu Anfang des Jahrhunderts die ersten eigentlichen Massenauswanderungen aus Ungarn nach Amerika stattfanden. Unser Verfasser nennt mehrere der ersten ausgewanderten ungarischen Industriellen, Kaufleute u. s. w. dem Namen nach. Die größte Begeisterung erweckte aber für die freien Institutionen der Union der gediegene Schriftsteller Alexander Farkas de Bölön. Seine Reisebeschreibung (er landete nach

39tägiger Reise am 3. September 1831 auf amerikanischem Boden) war nicht nur ein literarisches, sondern auch ein schwerwiegendes politisches Ereignis, dessen Wert der große Regenerator des modernen Ungarn, Graf Stephan Széchenyi, seiner ganzen Bedeutung nach anerkannte und würdigte. Zehn Jahre später erschien das vorzügliche Werk des Amerikareisenden August Haraszti in zwei Bänden. Derselbe reiste 1840 nach Amerika, hatte ein sehr abwechslungsreiches Leben und starb 1869 in Nicaragua. Geradezu massenhaft ward jedoch der Zuzug hervorragender Ungarn nach der Niederwerfung des ungarischen Unabhängigkeitskampfes 1849. Die Details dieser historisch wichtigen Emigration gehören zu den interessantesten und wertvollsten Partien der Schrift des fleißigen Klausenburger Historikers. Von den Berühmtheiten, die sich damals nach dem Vaterlande Washingtons und Jeffersons flüchteten (am 10. November 1849 trafen 289 ungarische Generale Politiker, Abgeordnete, Staatsmänner in New-York ein), mögen hier genannt werden: Nikolaus Perczel, Alexander Asbóth (später General in Südamerika), der gelehrte Paul Hajnik.

Mit beredten Worten schildert der Verfasser den gewaltigen Einfluss der in Amerika gewonnenen Eindrücke dieser Emigrierten, die, später meist in ihr Vaterland zurückgekehrt, daselbst auf hervorragenden Posten viel Verdienstliches leisteten und die moderne freiheitliche Entwicklung des ungarischen Staates anbahnten.

Doch wir müssen hier abbrechen und können dem eifrigen Forscher für die mit seltenem Fleiß aufgestapelten Daten nur unseren warmen Dank sagen.

Budapest. Prof. L. Palóczy.



Ein siebenbürgischer Forscher. Aus dem Kreise der wohlbewährten Forscher auf dem Gebiete siebenbürgischer Landeskunde hat der Tod am 27. November v. J. wieder einen hinweggenommen, einen der fleißigsten und vielseitigsten: Ludwig Reissenberger. Trotzdem er nahezu 77 Jahre alt war, stand er doch mit seltener Geistesfrische noch mitten in der Arbeit und in Entwürfen für die Zukunft. Die Arbeit war ihm auch in seinem hohen Alter keine Last, sie verschönte ihm den Lebensabend, wie er selber bekannte.

Geboren am 23. Januar 1819 zu Hermannstadt, absolvierte er dort auch das Gymnasium und widmete sich sodann an der Universität Berlin theologischen und philosophischen Studien. Nach Beendigung derselben durchwanderte er mit einem gleichgesinnten Freunde Deutschland, die österreichischen Alpenländer und Oberitalien. In die Heimat zurückgekehrt, konnte er bei den damaligen beengten Anstellungsverhältnissen lange keine passende Stellung finden. Erst 1850 bot sich ihm eine solche an dem reorganisierten evangelischen Gymnasium in Hermannstadt, wo er darauf bis 1881 mit großem Eifer und segensreichem Erfolge als Professor wirkte. Die Zeit bis zu seiner Anstellung

hatte er übrigens nicht ungenützt verstreichen lassen. Hatte er doch unablässig an der Vertiefung und Erweiterung seiner wissenschaftlichen Ausbildung gearbeitet und sich damals jene Vielseitigkeit erworben, die ein charakteristisches Merkmal seiner lehramtlichen Wirksamkeit und seiner wissenschaftlichen Forschungen ausmachte.

Vor allem sind es zwei Gebiete, die er mit besonderer Liebe und Sorgfalt pflegte: die Meteorologie und die Kunstgeschichte. Soweit diese Wissenschaften auch auseinanderliegen, trat Reissenberger doch in jeder der beiden als ganzer Mann auf. Was er in die Hand nahm, das wurde gut, mochte es diesem oder jenem Gebiete angehören.

Jahrzehnte lang beobachtete er regelmäßig die Witterungsverhältnisse Hermannstadts. Abgesehen von einigen kleineren Abhandlungen, die von dieser seiner Thätigkeit schon früher Kunde gaben, erwuchs daraus namentlich eine größere Publication: „Die meteorologischen Elemente und die daraus resultierenden klimatischen Verhältnisse von Hermannstadt.“ In innigem Zusammenhange mit diesen Studien stehen seine phytophänologischen Beobachtungen, die er von 1851 bis 1891 anstellte und in dem erst in seinem Todesjahre veröffentlichten „Kalender einer Flora von Hermannstadt und seiner Umgebung“ verwertete. Die einen wie die anderen Bestrebungen führten ihn häufig in die siebenbürgischen Südkarpathen. Er galt darum für einen der besten Kenner derselben, was die schönen Aufsätze, die er über seine Ausflüge ins Gebirge schrieb, vollauf rechtfertigen. Auch zahlreiche Höhenmessungen wurden von ihm, darunter viele zum erstenmale, durchgeführt.

Wie die Natur, so zog auch die Kunst seine Forschungen auf sich. Klarer Blick, andauernder Fleiß, peinliche Sorgfalt, eingehende und umfassende Sachkenntnis zeichnen auch den Kunsthistoriker Reissenberger aus. Er wusste stets die verwandten Erscheinungen zu feinsinnigem Vergleiche heranzuziehen, mochten sie da oder dort zu finden sein; auch die neuesten Publicationen blieben ihm hierbei was in dem entlegenen Lande nicht immer leicht war, nicht verborgen. Im Jahre 1857 veröffentlichte er in den „Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“ eine Beschreibung des alten romanischen Burgkirchleins zu Michelsberg bei Hermannstadt, und in demselben Jahre legte er die Hand an die Lösung einer größeren Aufgabe. Als in den Fünfzigerjahren die Walachei von österreichischen Truppen besetzt wurde, kam dadurch ein ebenso schönes als eigenartiges kirchliches Bauwerk aus dem 16. Jahrhundert, die bischöfliche Klosterkirche zu Kurtea d'Arghisch in der Walachei, zur Kenntnis der Central-Commission in Wien. Diese betraute Reissenberger mit der Mission, eine genaue und vollständige Aufnahme der Kirche vorzunehmen. So entstand die nach Lübkes Urtheile „vorzügliche Publication“ über das interessante Baudenkmal, in dem sich byzantinische Anlage mit phantasievoller mohamedanischer Ornamentik zu schöner Harmonie vereinigt. Nach diesem erfolgreichen Abstecher in das Morgenland bewegten sich Reissenbergers Forschungen fortan nur noch auf dem Boden der Heimat und der abendländischen Kunst. Als reife Frucht

jahrelanger Studien ließ er 1884 eine Monographie über die alte gothische Pfarrkirche in Hermannstadt mit ihrem großartigen Wandgemälde aus dem 15. Jahrhundert erscheinen, und vor kurzem erst (1894) veröffentlichte er eine gediegene Arbeit über die Kerzer Abtei, die einzige Cistercienser-Abtei Siebenbürgens, die um 1200 von Egres in Ungarn aus gegründet wurde und bis auf den Chorraum, in dem sich die kleine evangelische Gemeinde Kerz zum Gottesdienste sammelt, heute in Trümmern liegt. Es kostete eingehende, langwierige und mühsame Forschungen, um aus den vorhandenen Überresten die ehemalige Gestalt des Klosters und der Kirche zu reconstruieren. Doch löste Reissenberger die Aufgabe mit bestem Erfolge.

Wie diesen größeren Kunstdenkmalen, so widmete er auch den zahlreichen kleineren Kunstgegenständen, die seine Heimat aus vergangenen Jahrhunderten bewahrt, seine Aufmerksamkeit. Es konnte daher der Verein für siebenbürgische Landeskunde keinem Berufeneren als ihm die Herausgabe der „Kirchlichen Kunstdenkmäler aus Siebenbürgen" übertragen, einer Publication, die 1879 mit Unterstützung des ungarischen Unterrichtsministeriums ihren Anfang nahm und eben jetzt in ihrer zweiten Serie erscheinen soll.

Andere und doch wieder verwandte Gebiete betrat Reissenberger (1871) mit seiner Untersuchung über den wichtigen archäologischen Fund bei Hammersdorf und (1878 bis 1880) mit seiner Arbeit über die siebenbürgischen Münzen des Brukenthal'schen Museums in Hermannstadt, dessen eifriger und verständnisvoller Custos er zwanzig Jahre hindurch war. Weiter ab von den gewohnten Bahnen führten ihn die beiden statistischen Arbeiten „Die Volksbewegung von Hermannstadt" und „Die Volksbewegung in Siebenbürgen".

In seiner letzten Lebenszeit beschäftigte sich Reissenberger mit einer Untersuchung über Hermannstadts ältere Befestigungen und einer Geschichte der Hermannstädter Goldschmiede, die am Ende des Mittelalters und am Anfange der Neuzeit an Leistungsfähigkeit mit ihren Berufsgenossen in Deutschland wetteiferten, wovon heute noch viele Geräthe ein schönes Zeugnis ablegen. Die erstere Arbeit liegt dem Vereine für siebenbürgische Landeskunde druckfertig vor, die letztere konnte Reissenberger nicht mehr ausführen. Gegen acht Bogen waren davon fertig, da nahm der Tod dem fleißigen Arbeiter plötzlich die Feder aus der Hand. Nicht vollendet, aber doch ziemlich weit vorgeschritten soll auch eine Geschichte Hermannstadts sein, an welcher der Dahingeschiedene ab und zu arbeitete. Reissenbergers literarischer Nachlass wird der Wissenschaft nicht verloren gehen, vielmehr die ihm gebürende Verwertung finden.

Dem dahingeschiedenen Forscher aber ist durch seine vortrefflichen Leistungen in verschiedenen Zweigen der siebenbürgischen Landeskunde ein ehrenvolles Andenken gesichert. K. R.

Über Gewerbe und Handel der Sachsen im 14. und 15. Jahrhundert. Von Oskar von Meltzl. W. Krafft, Hermannstadt 1892. 60 S. gr. 8⁰.

Der Verfasser der vorliegenden Broschüre, durch frühere Arbeiten auf dem Gebiete siebenbürgischer Geschichtsforschung bestens bekannt, entwirft auf Grund eines fleißig gesammelten und gut verarbeiteten Materiales in anziehendster Weise ein Bild von dem schwunghaften Betriebe des Gewerbes und Handels unter den Siebenbürger Sachsen im 14. und 15. Jahrhundert. Das treffliche Werkchen, mit dem die folgenden Zeilen näher bekannt machen sollen, dürfte besonders im Millenniumsjahre ein höheres Interesse beanspruchen.

Die alte deutsche Bevölkerung Siebenbürgens, „Sachsen“ genannt, wanderte um die Mitte des 12. Jahrhunderts in die transsylvanischen Thäler aus einer Gegend des deutschen Reiches ein, in der schon frühe Gewerbefleiß und Handel blühten. Aus diesem Grunde, aber auch unter dem Schutze jener bürgerlichen Freiheit, die ihnen die Weisheit ungarischer Könige gewährte, und durch die eigene Kraft und Ausdauer wurde es den neuen Ansiedlern in Siebenbürgen möglich, kaum zwei Jahrhunderte nach ihrer Einwanderung das Gewerbe auf eine solche Höhe zu bringen, wie man sie nur in dem gebildeten Westen fand. Kein Wunder, dass ein so scharfblickender und culturfreundlicher König wie Ludwig I. die Sachsen in seinen besonderen Schutz nahm und ihre Gewerbethätigkeit kräftig zu fördern bemüht war. Als zur Zeit dieses Königs das sächsische Zunftwesen schon veraltet war und im Kreise der Sachsen selber der Ruf nach einer gesunden Reform laut wurde, berief der König 1376 eine Versammlung nach Hermannstadt ein, um das Gewerbewesen neu zu ordnen. Vertreter des Königs waren hierbei der Bischof Goblinus und der königliche Burgvogt Johann von Scharffeneck. Nach den auf dieser Versammlung festgestellten Satzungen konnte sogar einem Fremden, d. i. einem aus dem Auslande kommenden Meister die Aufnahme in die Zunft nicht verweigert werden. Niemand durfte mehr als ein Handwerk betreiben, aber in der Ausübung desselben genoss er die größte Freiheit, was später leider nicht immer der Fall war. Zur Aufrechthaltung der Ordnung sollte jede Zunft alljährlich in der Woche nach Weihnachten zwei Zunftmeister wählen, welche die Befolgung der Satzungen strenge zu überwachen hatten. Für die Vortrefflichkeit der neuen Zunftordnung spricht auch, dass sie viele Städte in Ungarn zum Muster nahmen. Die Satzungen sollten für die Reinheit und Ehrlichkeit des Gewerbes sorgen. Wer dagegen handelte, wurde bestraft. So wurden unredliche Bäcker zu einem Stadtteiche geführt und auf einem beweglichen Balken ins Wasser geschnellt; nicht gehörig frisches Fleisch wurde den Fleischern genommen und den Hunden vorgeworfen; ein Hufschmied, der ein Pferd am Hufe verletzte, musste es umsonst heilen. Aber auch ein brüderliches Verhältnis sollte unter den Zunftgenossen herrschen. Wenn einer derselben in Noth gerieth, wurde er von der Zunft unterstützt, in Krankheit gepflegt und im Falle des Todes ehrenvoll bestattet, wobei jeder Zunftgenosse bei Strafe zu erscheinen hatte. Jede Zunftsitzung war „fast so feierlich wie ein Gottesdienst“ und die Zunftlade, gewöhnlich ein Meisterwerk des Kunstgewerbes, „den Zunftgenossen so heilig wie den Juden die Bundeslade“. Sie ent-

hielt die Urkunden und andere Wertsachen der Zunft. Aufbewahrt wurde sie beim ersten Zunftmeister, und war ein neuer gewählt, so wurde sie in feierlichem Aufzuge zu diesem getragen. Unter besonderer Feierlichkeit fand auch die Aufnahme eines jungen Meisters in die Zunft statt. Als Geselle aus der „Fremde“ (worunter fast immer nur Deutschösterreich und Deutschland verstanden wurden) heimgekehrt, musste er zuerst das „Muthjahr“ machen, ehe er das „Meisterstück“ ablegen durfte.

Schon sehr frühe, wahrscheinlich früher als in Deutschland, haben die Zünfte in Siebenbürgen einen großen Einfluss auf das Leben der Stadt und der Nation auszuüben angefangen. Innig waren die Beziehungen der Zünfte zu dem Kriegswesen. War doch die Vertheidigung der Stadt den Zünften anheimgegeben.

Neben dem Ernste strenger Pflichterfüllung kam auch die Geselligkeit zu ihrem Rechte, und manches frohe Fest wurde im Verlaufe des Jahres von den Genossen der Zunft begangen. Einiges davon hat sich bis auf die Gegenwart oder doch bis in die neueste Zeit erhalten, so der uralte deutsche Schwerttanz, den die Kürschnerzunft noch im Jahre 1852 anlässlich des Besuches Sr. Majestät des Kaisers in Hermannstadt aufführte, woran hier wie an manchen anderen Zunftbrauch, den Schreiber dieses in seiner Jugend noch mit angesehen, erinnert sei.

Wie reich nnd vielseitig entwickelt das Gewerbewesen unter den Sachsen war, lehrt eine Vergleichung. In den sächsischen Städten bestanden 19 Zünfte mit 25 Gewerben, während gleichzeitig Straßburg 28, Köln 22, Augsburg 18, Ulm 17 Zünfte zählten. Eine der vornehmsten Zünfte war die der Goldschmiede. Ihre Erzeugnisse waren weit und breit berühmt und werden noch heute bewundert. Es kann daher nicht befremden, dass die Hermannstädter Goldschmiede sehr häufig für den königlichen Hof zu arbeiten hatten. Auch die Erzgießerei muss erwähnt werden, die in dem kunstvollen Taufbecken der alten Marienkirche, der heutigen evangelischen Pfarrkirche, in Hermannstadt ein ehrenvolles Zeugnis hinterlassen hat. Im 15. Jahrhundert bestand in Hermannstadt auch eine Malerzunft. Wie viel sie zu leisten vermochte, beweist das große und figurenreiche Wandgemälde im Chorraume der Hermannstädter evangelischen Pfarrkirche, das, die Kreuzigung darstellend, von Johannes von Rosenau im Jahre 1445 gemalt wurde. Meltzl glaubt, das Kunstwerk nicht besser charakterisieren zu können als mit den Worten des (jüngst verstorbenen) Kunsthistorikers Ludwig Reissenberger: „Das Ganze macht durch Großartigkeit und Tiefe der Composition, durch die lebendige Bewegung, welche den einzelnen Gruppen eingehaucht ist, durch Innigkeit und Feinheit des Ausdruckes, durch eine für jene Zeit sehr lobenswerte Correctheit der Zeichnung und Perspective sowie durch ein ziemlich frisches Colorit einen sehr guten Eindruck, und es verdient daher dieses Wandgemälde bei dem Mangel an größeren derartigen Gemälden aus jener Zeit, deren Entstehungszeit und Maler sichergestellt ist, die volle Beachtung der Kunsthistoriker.“ Auch gar manche Dorfkirche Siebenbürgens bewahrt in den Flügelaltären aus

dem 15. Jahrhunderte noch Malereien, die weit über den bloß zünftigen Kunstbetrieb hinausgehen. Unter den Kunstgewerben jener Periode muss auch der Holzschnitzerei mit Ehren gedacht werden, wie sie beispielsweise in dem lindenen Chorgestühl der Schäßburger Bergkirche erhalten ist, das nach Fr. Teutschs Vermuthung von den nach Siebenbürgen ausgewanderten Söhnen des bekannten Nürnberger Meisters Veit Stoß herrührt.

Das im 14. Jahrhunderte so herrlich erblühte Gewerbe sollte schon im 15. Jahrhundert in Verfall gerathen. Wohl blieben die Sachsen auch später die Träger des Gewerbefleißes in Siebenbürgen, und noch 1625 bekannte ihnen Fürst Gabriel Bethlen: „Wie sollte ich auf die Vernichtung Euerer Privilegien sinnen, da ich doch, was mein ist, von Euch habe; mein Hemd, meinen Dolman, meine Kleider, meine Schuhe habe ich von Euch, Speise und Trank schafft Ihr mir!" Aber die Blüte des sächsischen Gewerbefleißes war in den Türkenkriegen und den anderen furchtbaren Kämpfen und Heimsuchungen, die über das Land gekommen waren, für immer untergegangen.

Ebenso hoch wie das Gewerbe war auch der Handel trotz mannigfacher Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, unter den Sachsen im 14. und 15. Jahrhundert gestanden. Allerdings führt der Verfasser zum erstenmale den Nachweis, dass der Welthandel zwischen Morgenland und Abendland nicht, wie man bisher glaubte, seinen Weg über Ungarn und Siebenbürgen genommen hatte, und dass die Sachsen darum auch nicht an diesem Handel betheiligt sein konnten. Aber deshalb bleiben die Verdienste, die sie sich um den Handel erworben haben, doch noch große. Ihr Hauptabsatzgebiet war zunächst Siebenbürgen, dann Ungarn, Wien, Prag, Zara, Venedig, Polen, die Moldau und die Walachei. In dem Bestreben, ihren Handel über ganz Ungarn auszudehnen, wurden sie von den ungarischen Königen, insbesondere von Ludwig I. unterstützt. Man kann sogar sagen, dass die Sachsen von ihm auf Kosten der ungarländischen Kaufleute begünstigt wurden. Die wichtigsten unter den zahlreichen diesbezüglichen königlichen Verfügungen sind die von 1367 und 1370. Die erstere ist ein Befehl Ludwigs I. an sämmtliche Reichsunterthanen, die Zölle an Land und Wasserwegen besaßen, „die getreuen Bürger von Hermannstadt und ihre Genossen" mit ihren Waren und Gütern jeder Art und Gattung nach Wien, Prag, Jadra (d. i. Zara) und anderwärts ungehindert und ohne Belästigung reisen zu lassen, nachdem sie, was recht und üblich ist, gezahlt haben.

Die zweite königliche Verfügung ist der große Freibrief von 1370, in dem den Hermannstädter Kaufleuten volle Handelsfreiheit für das ganze Königreich ertheilt wurde. Für Österreich erhielten dieselben Kaufleute Handelsfreiheit und sicheres Geleit in den Jahren 1401 und 1404, für Polen im Jahre 1371. Was ihre Handelsartikel betrifft, so boten sie in der engeren Heimat ihre eigenen gewerblichen Erzeugnisse feil, im Auslande Rohproducte, dann Fische, Honig und namentlich Wein. So viel Geld sie auch hierbei verdienen mochten, reicheren Ertrag brachte ihnen doch die Rückfracht kostbarer Producte des italienischen, deutschen

und niederländischen Gewerbefleißes und der orientalischen Waren. Für diese wertvollen Gegenstände des Auslandes fanden sie in den reichen Bürgern, den Adeligen und den Prälaten der Heimat wie der angrenzenden Walachei einen erwünschten und gut bezahlenden Kundenkreis.

So sehen wir denn, dass Gewerbe und Handel unter den Sachsen Siebenbürgens im 14. und 15. Jahrhunderte zu hoher Bedeutung emporgediehen waren. Verfasser dachte dieser schönen Zeiten, als er am 17. August v. J. südlich von Hermannstadt auf der Landskron weilte, jener Grenzfeste, die, heute in Trümmern, einst von Ludwig I. unter ausgiebiger und vom König besonders belobter Mithilfe der Sachsen erbaut wurde. Jetzt liegen Handel und Gewerbe bei den Sachsen darnieder, und Schreiber dieses hat bei seiner letzten Wanderung durch ihr Gebiet traurige Beweise dafür genug empfangen. Aber gerade auf der Landskron eröffnete sich ihm auch der Blick in eine bessere Zukunft. Indem er von dort oben auf den nahen Engpass, den die prächtigen Südkarpathen und der Altfluss bilden, auf den Rothenthurmpass hinschaute, trat ihm vor Augen, wie in kurzer Zeit der Schienenweg durch den Pass führen wird, der den Vorort des Sachsenlandes, Hermannstadt, nicht bloß mit dem Oriente verbinden, sondern auch in den Weltverkehr einbeziehen soll. Wenn das geschehen sein wird und auch die Zollverhältnisse mit dem benachbarten Rumänien sich günstiger gestaltet haben werden, dann werden auch für das Gewerbe und den Handel unter den Sachsen wieder bessere Zeiten kommen. K. K.

Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Karl Kehrbach. Austria-Heft. Herausgegeben und der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Köln (25—28. September 1895) gewidmet von der Gruppe Österreich. Berlin 1895.

Es war ein glücklicher Gedanke Kehrbachs, des Vaters der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, eine Gruppenbildung einzuleiten, um das Interesse an derlei Bestrebungen in weiteste Kreise zu tragen. Es konnten sich da in engeren Grenzen die Männer zusammenfinden, die für ihre Länder das Arbeitsgebiet leichter zu vertheilen, die Archive leichter zu durchforschen und sich gegenseitig mehr zu unterstützen vermögen. Und in der That fiel die Anregung auf fruchtbaren Boden. Die Landesgruppen von Anhalt, Oldenburg, Würtemberg und der Schweiz giengen voran, bald folgten Baden und Hessen und kurz darauf Pommern, Westphalen, Rheinland und Braunschweig.

Auch Österreich blieb nicht zurück. Schon am 3. Mai 1894 fanden sich auf Einladung des damaligen Hofrathes, jetzt Sectionschefs Dr. von Hartel und des Directors Dr. Hannak zwanzig Vertreter der Schule und Wissenschaft ein, um die österreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte zu begründen, nach den vorgelegten Satzungen den definitiven Vorstand zu wählen. Laut diesen Satzungen bildet die Erforschung der Geschichte des deutschen Schulwesens in Österreich die Aufgabe der neugegründeten Gruppe.

Freilich waren die Erfolge des ersten Jahres sehr bescheiden, allein wenn man bedenkt, dass im großen ganzen die Wertschätzung der Schule und dessen, was mit ihr zusammenhängt, noch keineswegs in gebührendem Maße vorhanden, dass ferner das Vereinswesen derart ausgebildet ist, dass fast ein Verein den anderen verdrängt, und dass zudem aller Anfang schwer ist, so kann man mit den Resultaten immerhin zufrieden sein und die Hoffnung auf ein weiteres Gedeihen festhalten. Was übrigens noch mehr bedeutet, man erkannte erst jetzt, wie viele Gelehrte bereits insgeheim thätig waren, um durch Beiträge für die „Mittheilungen" der Gesellschaft oder für die von ihr herausgegebenen „Monumenta Germaniae Paedagogica" die Zwecke derselben unterstützen und Österreich auch in literarischer Beziehung würdig vertreten zu können.

Zwar hat es schon vorher nicht an einzelnen Arbeiten in unserem engeren Vaterlande gefehlt, welche willkommene Beiträge für die Vereinsschriften lieferten, allein die Masse des über Aufforderung der Gruppe einlaufenden wissenschaftlichen Materiales war so groß, dass man nicht bloß ein ganzes Heft mit Publicationen österreichischer Provenienz zu füllen vermochte, sondern auch eine sorgsame Auswahl zwischen den Manuscripten treffen konnte, die unmittelbar zum Drucke befördert werden sollten, und jenen, die man einstweilen zurückstellen musste, bis es wieder einmal möglich sein würde, ein eigens nur der österreichischen Schulgeschichte gewidmetes Heft zustande zu bringen. Denn die Vorarbeiten und die Veröffentlichung solcher Schriften verursachen bedeutende Kosten, und obgleich sowohl das Unterrichtsministerium als auch der niederösterreichische Landtag und die Stadt Wien jährliche Subventionen in Aussicht stellen, ist die Zahl der Mitglieder zu gering, um mit ihren Jahresbeiträgen das Werk in wünschenswerter Weise fördern zu können. Als höchst erfreulicher Beweis aber für die Wertschätzung, die in den allerhöchsten Kreisen der österreichischen Gruppe entgegengebracht wird, dient der Umstand, dass der oberste Schutzherr der Kunst und Wissenschaft in Österreich, Se. Majestät der Kaiser, nicht nur den Obmann der österreichischen Gruppe am 20. Mai 1895 huldvoll in Audienz empfieng und seine Unterstützung dem patriotischen Unternehmen zusagte, sondern diesem Unternehmen auch eine namhafte Subvention zuwandte.

Wie sehr aber die Leistungen österreichischer Forscher das Ansehen und die Bedeutung unserer Gruppe für schulgeschichtliche Zwecke zu heben imstande sind, das beweist das bereits in der Serie der „Mittheilungen" enthaltene „Austria-Heft", welches zwei äußerst verdienstvolle Arbeiten vaterländischer Gelehrter enthält und damit den ganzen, ihm zugebote gestellten Raum einnimmt: es ist ein Aufsatz des Sectionsrathes Dr. Karl Schrauf über die Bursen- und Studentenhäuser der Wiener Universität während des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens und eine Arbeit des Professors Jakob Zeidler in Wien über eine Balde-Ausgabe als Prämium.

Für den erstgenannten Artikel konnte wohl keine geeignetere Feder gefunden werden als die Schraufs, da ihn alle Vorstudien hierzu

besonders befähigen und er als Archivar der Wiener Universität auch die Urkunden und Documente zur Hand hatte, welche über dieses interessante Thema Licht zu verbreiten imstande waren. Es wurde dadurch für die Geschichte der Wiener Universität als eine Art Ergänzung der verdienstvollen Arbeiten eines Aschbach und Kink ein äußerst wertvoller Beitrag durch Benützung von Quellen gegeben, die bis jetzt ganz unerforscht und unbekannt geblieben waren. Die Tausende von Studenten, welche, dem intensiven Bildungstriebe des Mittelalters in allen Schichten der Bevölkerung entsprechend, den Universitäten zuströmten, sind aus den Matrikelbüchern zwar der Zahl und dem Namen nach bekannt, doch ist über deren Leben und Treiben nur wenig aufgezeichnet, was Aufschluss darüber geben könnte. So viel ist sicher, dass ein großer Theil der Scholaren sich aus armen Teufeln recrutierte, „die ihren Eintritt in die Universität damit feierten, dass sie die Inscriptionstaxe von wenigen Groschen schuldig blieben, die durch Schreiberarbeit oder gewöhnlichen Bettel ihr Leben fristeten und vor jedem Examen um Befreiung von den vorgeschriebenen Gebüren bitten mussten". Dass es schwierig sein mochte, für all die Zuströmenden die nöthigen Wohnungen aufzutreiben, war natürlich, da sich die Bürger nicht allzu bereit fanden, ihre Häuser den etwas wilden Rotten zu öffnen, und diejenigen, die ein Geschäft aus der Aufnahme von Studenten machten, häufig unzuverlässige Leute sein mochten. Da hieß es dann, von Seite der akademischen Behörden eingreifen und diese Verhältnisse so weit als möglich regeln.

Schrauf zeigt nun für die Wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens, dass man die Studentenschaft nach der Art ihres Wohnens in zwei Gruppen schied: in „Bursalen" und in solche, die außerhalb der Bursen oder der eigentlichen Studentenhäuser wohnten. Am zahlreichsten dürften die Bursalen gewesen sein, mit denen sich die Universitätsacten fast ausschließlich beschäftigen. Der Ausdruck „Bursa" selbst kommt zum erstenmal 1387 documentarisch vor, doch findet sich die älteste Nachricht über eine Burse mit ganz bestimmter Ortsangabe erst 1422, während das wichtigste Ereignis betreffs der Studentenwohnungen erst in das Jahr 1432 fällt, wo namentlich die von dem bekannten Theologen und Geschichtsschreiber Thomas Ebendorffer ins Leben gerufene „Rosenburse" durch ihre zweckentsprechende Einrichtung und ihre Hausordnung eine Art Musteranstalt für alle späteren Stiftungen wurde.

Der Verfasser unternimmt es nun, aus den Rectorats- und Artistenacten sowie gelegentlich aus anderen Aufzeichnungen und Urkunden des Wiener Universitätsarchivs eine möglichst chronologische Zusammenstellung der Bursen nach der Reihenfolge der Quellen zu bieten, und ist imstande, vom Jahre 1387 angefangen bis 1488 nicht weniger als 32 solcher Studentenherbergen zu verzeichnen und mit äußerst interessanten Notizen vorzuführen. Hierauf schildert er ausführlich die Rosenburse und ihre Statuten von 1432. Diese waren umso schwieriger zu entwerfen, als die Altersunterschiede der Bursalen außerordentlich große waren und

außer Magistern auch Vorbereitungsschüler enthielten. Schrauf nennt die von Ebendorffer getroffene Bestellung von Provisoren aus der Reihe der Stiftlinge einen recht guten Ausweg, um das ersprießliche Zusammenleben so disparater Elemente zu ermöglichen. Aus den Statuten selbst lernen wir die Pflichten und Rechte des Provisors kennen, dem selbst eine beschränkte Strafgewalt über seine Mitgenossen eingeräumt wird. Über die Aufnahme, den Verkehr und die Verköstigung der Stipendisten, ihre täglichen Gebete für die Wohlthäter, ihre Eidesablegung sowie über ihr sittliches Verhalten werden genaue Vorschriften gegeben und schließlich die Hauptoberaufsicht und die Vermögensverwaltung der Burse geregelt. Nach diesen Anordnungen wurden im großen ganzen auch die übrigen Bursen eingerichtet, und die geringen Abweichungen stellt Schrauf in einer Paralleltabelle mit der Lilien-Heiden-Ramung- und Lammburse übersichtlich zusammen. Die Rosenburse bildete eigentlich eine Landsmannschaft, es durften nur Ober- und Niederösterreicher aufgenommen werden, und ihre Zahl sollte 12 nicht übersteigen. Nur mit besonderer Bewilligung des Superintendenten konnte ein Dreizehnter Aufnahme finden. Was das Studium anbelangt, so war der Gebrauch der deutschen Sprache verboten, um für die Erlernung der lateinischen Sprache die tägliche Übung zu erzielen. Jeden Abend fand nach dem Nachtmahle ein Exercitium über ein allgemein verständliches Thema statt, an dem sich alle betheiligen mussten. An Feiertagen musste ein Stipendist den übrigen eine Stelle aus Boëthius' „De consolatione", Cicero, Alanus, Vegetius, Valerius Maximus oder aus einem historischen Werke, aus den Heiligenlegenden, aus der Erklärung der Sequenzen und Hymnen u. s. w. vorlesen.

Die vorliegende Arbeit Schraufs ist, obgleich nur Einleitung zu einem größeren in Aussicht gestellten Werke, in jeder Beziehung mustergiltig zu nennen. Aber auch der zweite im Austria-Heft veröffentlichte Artikel Zeidlers über Balde gereicht dieser vaterländischen Publication zur Ehre. Der Umstand, dass dem Verfasser durch einen Zufall ein rothgebundenes, mit Goldschnitt verziertes Buch in die Hand fiel, das an dem im Jahre 1836 von Piaristen geleiteten Staatsgymnasium zu Krems als Prämium dem besten Schüler der ersten Humanitätsclasse feierlich überreicht worden war, und welches eine Auswahl lateinischer Gedichte des Jesuiten Balde, zusammengestellt von dem Schottenpriester Franz Rohn, enthielt, gab dem Professor Zeidler Veranlassung, die sich ihm aufdrängenden Bemerkungen über die hier zusammentretenden drei Perioden des österreichischen Schulwesens kurz zu skizzieren und auf die traditionelle, sich forterbende „ars docendi" hinzuweisen. Seine in diesem Sinne gegebenen Randglossen wollen und können, wie sich der Autor selbst ausdrückt, „nur andeuten, nicht abschließen. Sie werfen, wie es Glossen erlaubt ist, mehr Probleme auf, als sie lösen. Sie zeugen mehr für die Lust des Verfassers, an dem Bau der österreichischen Schulgeschichte zu arbeiten, als für die Möglichkeit, vorderhand abgeschlossene Leistungen zu bieten. Was ihm als Ziel vorschwebt, könnte er vielleicht mit dem Namen Schulpsychologie bezeichnen".

In der That entwickelte er eine Menge interessanter Gesichtspunkte, welche zu weiteren Forschungen Anregung geben. Ausgehend von der Thätigkeit der Benedictinermönche zu den Schotten in Wien seit den ältesten Zeiten der aus der Singschule entstandenen Klosterschule bis auf den heutigen Tag, weist er mehr andeutend als ausführend die Bedeutung nach, welche die Lehrer des Schottengymnasiums von jeher nicht bloß für die Latinität und überhaupt für die Sprachen des classischen Alterthums hatten, sondern wie sie bemüht waren, auch den Dichtern des deutschen Volkes gerecht zu werden und das Gefühl für das Vaterland wach zu erhalten. Er beweist dies durch ein näheres Eingehen auf die Balde-Ausgabe des Schottenpriesters Rohn, den zu seinem Buche hauptsächlich ein aus seiner Zeit unmittelbar hervorgehendes Motiv leiten mochte, „die Rettung nämlich, die Balde durch Herder erfahren hatte". Wenn schon Denis die Verbindung des Geisteslebens in Deutschland und Österreich betont hatte, so blieb diese Tradition „sozusagen ein Glaubensartikel der Schulmänner Österreichs". Auch Rohn folgt diesen Spuren mit Freudigkeit, indem er in die Vorrede die „laudatores", namentlich das Urtheil Herders und Wilhelm Schlegels aufnimmt und in den Anmerkungen bei einzelnen Liedern oft ganze Strophen von der Übersetzung Herders mittheilt. Diese Anmerkungen dienen überhaupt zum richtigen Verständnis des Autors und geben die Realienerklärungen aus Geographie, Geschichte, Mythologie und Biographie, Erklärungen, die umso nöthiger waren, weil Rohn mit Vorliebe patriotische und geschichtliche Oden für seine Ausgabe aussuchte. Mit einem Excurse über die feierlichen Schlussacte der österreichischen Gymnasien und die daselbst vorgenommene Prämienvertheilung, die ehemals üblichen Schulkomödien und späteren rhetorischen Schülerproductionen schließt der Verfasser seinen anregenden Aufsatz.

Wenn wir nun dies Austria-Heft als wertvollen Beginn einer Reihe weiterer Austriaca betrachten, hoffen wir, dass die Menge der beim Redactionsausschusse der österreichischen Gruppe eingelaufenen Manuscripte recht bald zur Drucklegung gelangen möge, und dass diese österreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, an deren Spitze gegenwärtig der verdienstvolle Regierungsrath Dr. Egger v. Möllwald steht, recht erstarke und ihr die nothwendige Mitgliedschaft der österreichischen Schulmänner zutheil werde.

Wien. Karl Werner.

Österreichisches Staatswörterbuch. Handbuch des gesammten österreichischen öffentlichen Rechtes, herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher hervorragender Fachmänner von Dr. Ernst Mischler und Dr. Josef Ulbrich. Alfred Hölder, Wien 1894 bis 1895. I. Band, 988 S.

Das nun in seinem ersten Bande vor uns liegende Werk hat einen Titel, der wohl nicht glücklich gewählt ist; das Wort

„Staatswörterbuch“ hat nämlich eigentlich keinen Sinn, und die ihm nachgesetzte Erläuterung gibt auch keine ganz klare Umschreibung dessen, was das Werk enthalten soll. Mit Rücksicht hierauf bleibt es also dem Recensenten ebensowie dem Leser überlassen, sich den Rahmen zu construieren, welchen der Inhalt des „Staatswörterbuches“ ausfüllen soll.

Hierbei ist es nun nur zu leicht möglich, dass man die Pläne der Herausgeber verkennt, den Rahmen zu groß oder zu klein nimmt. Es sei daher im Folgenden gänzlich davon abgesehen, ob alles, was in das Wörterbuch gehört, auch wirklich darin enthalten ist, ob mehr oder weniger; es sei sein Inhalt an sich kurz untersucht.

Nur eine Vorbemerkung gleichsam als Rechtfertigung für den Recensenten sei gestattet. „Handbuch des gesammten öffentlichen Rechtes“ ist, so wurde oben behauptet, keine vollkommen klare Umschreibung für den Inhalt eines Werkes. Man wird sagen, der Begriff des öffentlichen Rechtes stehe doch im allgemeinen so ziemlich fest. Gerade das ist es, was ich bestreiten will; immer mehr und mehr werden die Grenzmauern durchbrochen, welche die wissenschaftliche Forschung bei ihrer isolierenden Thätigkeit zwischen den einzelnen Phänomenen des menschlichen Gesellschaftslebens aufgerichtet hat, aufrichten muſste, immer mehr erkennt man, dass es im wirklichen Leben keine Grenze gibt, innerhalb deren sich die einzelnen Erscheinungen einschließen lassen, dass die Isolierung wohl ein nothwendiges Hilfsmittel der theoretischen Betrachtung ist, dass aber das praktische Leben die theoretisch gewonnenen Forschungsergebnisse nicht ohneweiteres wiederspiegelt, dass die Gesetzgebung sich nicht auf isolierte Phänomene, sondern auf die ganze Fülle derselben in ihrer tausendfältigen Wechselwirkung bezieht. Die Geschichte des Rechtes und die der Volkswirtschaft geben tausend Beweise hierfür. Unter den Schranken, die durchlöchert worden sind, sind auch die zwischen öffentlichem und privatem Rechte, zwischen Recht und Socialpolitik u. s. w. Ähnlich wie ein Fluss, der einen von mehreren Gewässern gespeisten See durchströmt, wohl im allgemeinen seine Richtung erkennen lässt, man aber doch nicht sagen kann, wo genau die Grenze seiner Gewässer ist, liegt die Sache auch hier. Ich will in diesen Bemerkungen nicht weiter gehen, sie würden zu weit führen; ich wollte sie aber auch nicht unterdrücken, schon deswegen nicht, weil der Titel eines Buches nicht so ganz nebensächlich ist, wie man vielfach glaubt.

Gehen wir nun auf das Werk selbst ein; es wird vielleicht am richtigsten sein, es als ein Wörterbuch des österreichischen Verwaltungsrechtes zu bezeichnen, und als solches entspricht es durch sein Erscheinen thatsächlich einem lange gefühlten Bedürfnisse.

Die gleichzeitige Veröffentlichung einer neuen, sehr vervollkommneten Ausgabe des Mayrhofer'schen Werkes thut dem Werte des Wörterbuches nicht Eintrag; beide Werke können sich vielmehr in gewissem Sinne ergänzen. Dass ein lebhaftes Bedürfnis nach einer Encyklopädie des österreichischen Verwaltungsrechtes bestanden hat, beziehungsweise noch besteht, weiß jeder Verwaltungsbeamte ebensogut wie der theoretische Forscher auf dem Gebiete der Staatswissenschaften und ebenso-

wie die Angehörigen noch vieler anderer Berufszweige. Dieses Bedürfnis ist mit dem Umfange und der Vielgestaltigkeit der einschlägigen Gesetzgebung stets gestiegen, es ist umsomehr gestiegen, als auch der Kreis der Verwaltungsaufgaben des Staates immer mehr zugenommen hat, immer mehr übergreift in die bisher für unverletzlich gehaltene Domäne des Individuums, und als man immer mehr von der Meinung zurückgekommen ist, dass Fragen des praktischen Lebens einer absoluten Lösung zugänglich seien.

Die reiche und verschiedenartige Gesetzgebung der einzelnen österreichischen Länder thut ihr übriges in derselben Richtung.

An die Stelle der individualistisch-absoluten tritt immer mehr die social-relative Betrachtung des Gesellschaftslebens.

Angesichts dieser Umstände steht die Bedeutung sowohl der systematischen als der encyklopädischen Behandlung eben des Verwaltungsrechtes wohl außer Zweifel. Welcher von den beiden Arten der Bearbeitung der Vorzug zu geben sei, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Das Wörterbuch löst das Thema in eine lange Reihe von isolierten Artikeln auf, die an sich gut sein und in ihrer Gesammtheit das Thema erschöpfen müssen. Mit Rücksicht auf das oben Gesagte mag die zweite Frage hier unerörtert bleiben, die erste mag den Gegenstand der folgenden Ausführungen bilden. Dabei ist es natürlich nicht möglich, jeden einzelnen Artikel zu besprechen; es dürfte wohl gerade in einem Falle wie der vorliegende dem Recensenten gestattet sein, jene Artikel hervorzuheben, die ihm am besten liegen, und deren Thema ihm am besten bekannt ist.

Gleich in der ersten Lieferung finden wir einige vortreffliche Artikel, z. B. diejenigen über „Abgaben" und „Abgabenstatistik", von denen allerdings der erstere naturgemäß in einer Reihe weiterer Abhandlungen seine volle Ausgestaltung erfahren muss; auch der Artikel „Actiengesellschaften" ist sehr gelungen; dagegen wäre an dem Artikel „Adel" in Bezug auf Vollständigkeit, wie dem Recensenten scheint, wohl einiges zu beanständen; die heutigen Zustände würden vielleicht doch einer Berücksichtigung wert gewesen sein; ich sage ausdrücklich vielleicht, weil hier wieder die Abgrenzung des dem „Staatswörterbuche" gesteckten Themas in Frage kommt. Sehr übersichtlich und klar ist der Artikel „Arbeiterschutz" behandelt; in seiner Kürze und Gedrängtheit entspricht er in hohem Maße allen Anforderungen, die an ihn gestellt werden dürfen. Man wird darin freilich keine große Originalität suchen dürfen, jene Eigenschaft einer Arbeit, die am meisten angestrebt zu werden pflegt, aber, wo sie nicht am Platze ist, nur schadet; hier wäre sie gewiss nicht am Platze gewesen, wo ja allein ein Referat über thatsächliche Zustände gesucht werden darf. Um eine Kleinigkeit anders liegt die Sache bei dem Artikel „Armenpflege". In demselben handelt es sich nicht nur um ein Thema von höchster Actualität, sondern auch darum, eine veraltete, großentheils unbrauchbar gewordene Gesetzgebung in den ersten Anfängen ihres Überganges in ein Reformstadium darzustellen, nicht aber einen bereits in voller Entwicklung begriffenen Reformprocess selbst.

Mischler als Specialist auch auf diesem Gebiete hat den schwierigen und verwirrten Gegenstand in zweckmäßig erschöpfender und discreter Weise behandelt. Der Artikel „Ausverkäufe" ist insofern nicht mehr auf der Höhe der Zeit, als das Gesetz vom 16. Jänner 1895, Z. 26 R.-G.-Bl., in der Zwischenzeit seit seinem Erscheinen die Allerhöchste Sanction erhalten hat

Einen höchst wichtigen Gegenstand behandelt Dr. F. Schmid unter dem Schlagworte „Auswanderung". Etwas kurz ist die „österreichisch-ungarische Bank" behandelt, es muss aber immerhin anerkannt werden, dass Wesentliches wohl auch in diesem Artikel nicht übersehen worden ist; dagegen ist der Abschnitt „Bezirksverbände" zu einer sehr lehrreichen Monographie geworden. Mit anerkennenswerter Objectivität sind die Capitel „Börse" und „Börsensteuer" behandelt worden; der Artikel „Böhmen" bedürfte einer eigenen kritischen Besprechung; jedenfalls hat der Verfasser in dem Wirrsale von gesetzlichen Bestimmungen und thatsächlichen Verhältnissen mit ebensoviel Vor- und Umsicht als Sachkenntnis sich zurecht zu finden gewusst. Auf die Abhandlung „Centralstellen in Österreich-Ungarn" (in geschichtlicher Entwicklung) sei besonders aufmerksam gemacht, er ist sehr reichhaltig, übersichtlich und lehrreich. Fast eine ganze Lieferung nimmt das Thema der „Eisenbahnen" (geschichtlich und statistisch, Eisenbahnconcession und Subvention, Begründung von Staatsbahnen, Eisenbahnprioritäten, Eisenbahnbuch, Behörden und Beiräthe, Beamte, Schulen, Tarife, Betriebsreglement u. s. w.) in Anspruch. Der Abschnitt über Localbahnen gewinnt durch das diesjährige einschlägige Reichsgesetz und die bisher auf Grund desselben beschlossenen und Allerhöchst sanctionierten Landesgesetze an actueller Bedeutung.

Der Artikel „Fideicommisse" ist mit Rücksicht darauf von ganz besonderem Interesse, insbesondere insoweit er die Geschichte des Fideicommisses erörtert, als die Gegenwart bekanntlich über den socialpolitischen Wert des Fideicommisses als solchen zum Theile etwas anders urtheilt als die unmittelbare Vergangenheit. Die modernen Bestrebungen, welche die Erhaltung und Stärkung des Bauernstandes bezwecken, streifen mitunter hart an fideicommissartige Institutionen. Wie dieser Artikel von einer Autorität ersten Ranges (Hofmann) gearbeitet ist, so ist auch das weitere, höchst wichtige Capitel „Finanzgeschichte" der Feder eines anerkannten Fachmannes zu danken und in hohem Grade lehrreich und zeitgemäß.

Die achte Lieferung enthält eine Reihe förmlicher Monographien, von denen diejenigen über Gefällsstrafrecht und Gefällsstrafverfahren besonders dankenswert sind. Das Capitel „Geld" zerfällt in drei Theile: „Geschichte des Münzwesens bis zum Jahre 1857", bearbeitet von dem Oberbergrathe v. Ernst, „Geld und Münzwesen seit 1857" aus der Feder Karl Mengers und „Papiergeld" von Mensi. Sehr verdienstlich sind auch die Abhandlungen zu dem Schlagworte „Gemeinden"; namentlich die über die Gemeindewahlen von Blodig verdient besondere Erwähnung; vor allem aber sei auf das Capitel „Gemeindehaushalt" (Mischler) verwiesen.

Die autonomen Finanzen bieten speciell in Österreich besonderes Interesse und stellen eines der wichtigsten Momente dar, die bei einer Reform des Steuerwesens Beachtung heischen; ohne Berücksichtigung derselben würde ein ganz unrichtiges Bild über die finanzielle Belastung der Bevölkerung gewonnen werden; die Gegenüberstellung der Aufgaben der Gemeinden, ihrer Ausgaben und Einnahmen und die Untersuchung des Verhältnisses derselben zu jenen des Staates sind ein überaus dankenswerter Gegenstand finanzpolitischer Betrachtungen; kurz, das vorliegende Thema ist von größter Bedeutung.

Von politischem Standpunkte insbesondere ist von großem Interesse die Abhandlung über das Schlagwort „Geschäftssprache der Behörden", vom volkswirtschaftlichen und socialpolitischen der Artikel „Gewerbe", dessen wichtigste Partien einer der berufensten Fachmänner, Mataja, bearbeitet hat.

Die Aufzählung von Artikeln, welche die vorausgehenden Zeilen bieten, ist natürlich ganz und gar unvollständig, es sollten eben nur diejenigen hervorgehoben werden, welchen nach Anschauung des Recensenten die größte Bedeutung zukommt; es dürfte aber schon aus dieser Aufzählung sich die Reichhaltigkeit und innere Gediegenheit des Gesammtwerkes, soweit es bisher vorliegt, ergeben. In jeder Richtung kann es also auf das wärmste anempfohlen werden und zwar nicht nur solchen Lesern, die sich ex professo als Praktiker oder Theoretiker mit dem Verwaltungsrechte zu befassen haben, sondern jedem, der sich für Fragen des socialen und staatlichen Lebens interessiert.

Wien.

Dr. H. v. Schullern-Schrattenhofen.





Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Ostern.

Innsbruck. Von B. Del-Pero.

Ostern! Grünet, Berg und Thal,
Flur und Felder, blühet wieder!
Lächle wärmer, Sonnenstrahl,
Wachet auf, Ihr todten Lieder!

Ostern! Steige nun hervor
Aus der Gruft, Du goldig Hoffen,
Und lass fröhlich Thür und Thor
Einem neuen Frühling offen!

Ostern! Banne, Völkerherz,
Allen Hass aus Deinen Gründen,
Dass der Glocke heilig Erz
Möge Frieden, Frieden künden!



Im Steinbruch.

Von Franz Herold.

Wien.

Hier ist die Erde ein Geripp' von Stein,
Das bleichend liegt im grellen Sonnenschein,
Wie grüne Tropfen Rasen drauf gesprengt
Die Halme, hart und scharf vom Meereshauche,
Und überm Wege dort am Brombeerstrauche
Des Heideschafes graue Flocke hängt.
Tief eingeschnitten sind des Wegs Geleise
Dem harten Kalk; ich folg' ihm aufwärts leise,
Rückschauend auf das Meer von Syrakus,
Das ewig sammelt seine blauen Krieger,
Das ewig stürmt und ewig weicht und Sieger
Zuletzt doch dieser Steinwelt werden muss. —

Sieh da, ein Wunder! O, wie nenn' ich's nur?
Ist's in der Öde eine Gartenflur?
Ist's die Oase in der Wüste Sand?
Es winkt, es spricht: Hier sitz an meinem Rand,
Und Deinem Blick sag', dass er niedergleite
Die Epheuleiter sacht an meiner Seite!
Siehst meine Tiefe schon? Du ahnst sie erst,
Bis Du nur schauend aufwärts wiederkehrst
Hier an dem Stamm der dunkelnden Cypressen,
Die nur ein Theilchen meiner Höhe messen.
Und bin, so tief, doch eine Menschenspur,
So breit, so weit! Ja, sinne, sinne nur! —
Latomia![1]) Jetzt hab' ich Dich erkannt,
Die Du gespendet einst mit voller Hand,
Die jene Tempel baute und Altäre
Und jener Quadermauern Riesenwehre,
Ja jenes ganze stolze Syrakus,
Das untersank, ein Steinchen, in den Fluss.
Im öden Trotze starrt die hohe Fläche,
Wo einst gerauscht des Lebens volle Bäche,
Du aber sankest in Dich selbst zurück,
Dir pflanzend des Genügens stilles Glück.
Auf Deinem Grund fühl' schüchtern ich mich schreiten,
Wo kühle Schatten von den Wänden gleiten
Mit sanfter Sorg' auf die Citrone her;
Wo gelber Ginster seine Sträuße bindet,
Die weiße Rose zärtlich Ranken windet
Dem Felsenstumpf, von tausend Blüten schwer.
Wie schön sich's träumt in diesen stillen Hallen
Von lautem Ruhm, von Größe, die gefallen!
Wo klafft nun noch des Erzes rauhe Spur?
Wo klagt nun noch, was stehn blieb unvollendet?
Hier hast Du Deinen Segen voll gespendet,
Erbarmerin und Trösterin Natur!



Und dieses Epheus biegsam weiche Ranke
War einst zur Höh' ein sehnender Gedanke,
Und der Cypresse aufrecht g'rader Bolz
War einst ein Wunsch, so düster und so stolz;
Der Ginsterstrauch mit seiner Dornenwehr,
Aus scharfer Stachelrede spross er her,
Aus Thränen dort ist die Citron' entsprungen,
Und diese Rosen sind Erinnerungen.



[1]) Steinbruch.

„Da bist Du wieder, Helios! Spann' aus
Die lieben Rösslein, lass bei uns sie grasen,
Sie fühlen sich ja hier schon so zuhaus
Und wälzen sich vergnügt auf unserm Rasen!
Tritt selber ein in unsern Prachtpalast,
Und schmaus' mit uns, Du unser liebster Gast!"
So ruft Verzweiflung mit des Hohnes Munde,
Mit Augen irr, mit Wangen todtenblass
Her aus des Kerkers gräßlichem Gelass
Dem Mittagsstrahle auf des Steinbruchs Grunde.
Doch der, wie in bordierter Liverei
Der Leichendiener, schreitet so vorbei,
So mit empörend stiller, frommer Miene,
Als ob er hier ein Kinderfest beschiene.
Wie einen Discus fasst des Brotes Scheibe
Harmodios und schleudert sie zur Wand.
„Da seht Ihr's ja, die thut ihr nichts, beileibe!
Ein Loch bekam sie selber dort vom Rand.
Wer die da knackt, er soll sie schmausen dürfen
Und diesen Wein zu seinem Wohle schlürfen!"
Einst in Athen ein gastberühmter Prasser,
Im Holzmaß schwenkt er das Cisternenwasser.
Am Ärmel zupft ihn Kritias: „Er gieng
Hinüber plötzlich, hier sein Siegelring
Dem Bruder." Einen Augenblick wird stumm
Auf heißem Stein das schwatzende Gelage.
„Er gieng voran — das Schicksal weiß warum —
Ich lebe noch!" So geht es oft am Tage.
Zum Leichenberg die Leich' ist aufgehoben,
's gibt eine Lücke. „Die ist mein!" — „Ist mein!" —
„Das kühlste Plätzchen!" — „Ja, so hast Du oben
Auf Achradina Dich gehauset ein.
Giengst Du nur vor, heraus, wir theilten heute
Das bisschen Syrakus als leichte Beute."
Derweil der Strahl fort an den Wänden gleitet,
Ein Müßiggänger, der den Markt beschreitet.
„Wie geht's, mein Konon? Gut? Ei freilich ja,
Das Leiden ist zuletzt doch nur ein Scheinen!
Und Dir, Philipp? Ei, wär' nur nicht so nah
Der Unrathberg! Man sollte freilich meinen,
Der Fliege Weisheit mehr als Deine taugt,
Weil sie Genuss auch solchem Ding entsaugt!"
Und lachend weiter schlendert hin der Strahl,
Das sah er schon zweihundertvierzigmal!
Er sah es auch, wie mit dem Stolz des Schwans
Die Flotte im Piräus sich bestaunet
Und Schiff um Schiff, bewimpelt, sieggelaunet,

Wettfuhr im Brausesange des Päans,
Zu werfen das erstürmte Syrakus,
Ein zuckend Opfer, vor Athenens Fuß.
Kein Span davon schwamm nach der Heimat wieder,
Und diese stiegen siebentausend nieder,
Und jetzt — doch ihn soll dieses Häuflein kümmern,
Der Ninive und Babel sah in Trümmern?
Ein Hornruf — marsch, zur Musterung gestellt,
's ist Sclavenmarkt! O Götter dieser Welt!
Vom Mahle hat sich Syrakus erhoben,
Hat sich gelagert auf dem Rande droben,
Gafft, lacht und schreit und feilscht und höhnt und streitet
Sich um das beste Stück im vorhinein.
„Der dorten wie ein Völkerhirte schreitet,
Der soll der Hirte meiner Schweine sein!"
Der dort war Archon. „So? Der dreh' die Mühle!"
Der war Strateg. „Der knete mir den Teig!"
So streu'n die Götter von dem weichen Pfühle
Den Menschen ihre Lose auf den Steig —
Und welches Euch, die dort Ihr steht umschlungen
Und Euch betrachtet so in Weh und Lust?
Nicht einem Schoße zwar seid Ihr entsprungen,
Ein Herz doch schlägt in Euer beider Brust.
An jenem Wehtag am Asinaros,
Da warf ein Speer Dich, Kallias, vom Ross,
Er schirmte Dich, den Schild auf Dich gehalten,
Er sank auf Dich, zweimal den Helm gespalten,
Du pflegtest ihn auf Deinem Mantel hier,
Den Schatten warfst Du kühlend auf sein Bette,
Du nährtest ihn, oft flüsternd: Rette, rette,
Asklepios, den Jüngling, rett' ihn mir!
Im Kerkerwinkel, in geweihten Stunden
Der stillen Nacht, da habt Ihr Euch gefunden:
Du, Kallias, der gold'ne Rüstung trug,
Er, Kimon, der aus Marmor Leben schlug;
Ein hoher Mann Du, heiter, hell und frisch,
Und er ein Jüngling, dunkel, träumerisch.
So schirmt die Pinie, ragend licht daneben,
Der jüngeren Cypresse träumend Leben.
Wie oft, wenn schlummernd Deinem Herzen nah
Sein schmerzend Haupt — mit ihrem Silberschleier
Kam Artemis her von Ortygia —
Da träumtest Du von einer Hochzeitsfeier
Im Vaterland, und dieser Jüngling trug
Die einz'ge Schwester über seine Schwelle —
Bis überströmend Deiner Augen Quelle
Erbarmend wegwusch diesen eiteln Trug.

„Die Nacht bricht an,“ so spricht der Jüngling leise,
„Und Charon will das Fahrgeld für die Reise.“
„Und ich seh' Hermes mit dem Flügelhut,
Dort winkt er uns, dort wo der Wächter ruht.
Nur zugefasst, und wie sich's dreht und stellt,
Ei, alle Wege führen in die Welt!“
„Wo die Gewalt schlagschwere Fäuste zeigt —“
„Und rasche List ihr auf den Nacken steigt!“
„Die Götter wollen's.“ — „Ei, sie sagen's nicht!
Aus Licht wird Dunkel und aus Dunkel Licht,
Zu irren glaubst Du, und Du schreitest g'rad,
Weil eine Hand Dich leitet auf dem Pfad,
Du glaubst zu sehn, und eine Binde legt
Ums Auge Dir der Hohe, der Dich hegt.“
Einst Verse nur, geklungen so ins Ohr
Aus der Orchestra in des Schauspiels Chor,
Vom Kopfe nur leicht aufgefasst, behalten,
Emporgetaucht aus der Erinn'rung Hort,
Gefasst, gefügt im raschen Wechselwort,
Jetzt in den Herzen werden sie Gewalten
Und werden Thränen, die befreiend rollen,
Und werden Flügel, die zur Höhe wollen,
Und die Gedanken des entzückten Dichters,
Sie stehen auf jetzt mit dem Ernst des Richters,
Sie werden laut mit des Propheten Mund,
Der mit dem Schicksal schloss den schweren Bund:
„Ein Auf und Nieder ist des Lebens Bahn,
Hier taucht sie tief, dort hebt sie Deinen Kahn,
Doch zogst Du auf die Siegesflagg' am Mast,
Hat Dich der Sturm mit strenger Hand erfasst.
Ein Wille lebt zu eb'nen, auszugleichen,
Mit Wehruf hier, mit Jubel dort genannt,
Den Nemesis aus ihren dunkeln Reichen
Her als Vollstrecker ihres Sinns gesandt.
Du hast erkannt ihn, hast Dich ihm ergeben:
Nun bist Du frei, was auch Dein Leib erlitt,
Hoch zu den Göttern mag er Dich erheben,
Doch — auch die Götter horchen seinem Schritt.“



Schon steigt die Nacht von der Latomia Grunde
Und sieht sich um: still ward es auf dem Rand.
Nun schwebt sie auf zum dunkelblauen Runde,
Nun hat die Zeichenlichter sie entbrannt,
Die auf das Weltmeer niederwinken sollen
Und all die Schiffe, die da landen wollen.
Ihr habt gefrevelt; Eurer Schiffslaterne
Seid Ihr gefolgt, nicht einem ew'gen Sterne,

Und diesen Kerker auch grub Nemesis.
Noch diese Nacht, die ist Euch noch gewiss! —
Vergnüglich summt die Stadt durch alle Gassen,
Nur einer scheint ihr Fackellicht zu hassen;
In sich versenkt, im sachten Herwärtsschreiten
Lässt er den Bart sich durch die Finger gleiten;
Jetzt bleibt er stehn, spricht mit sich selbst — fürwahr,
's ist Archias, der Oberrichter gar!
Des Steinbruchs Wächter ruft er laut herbei,
Lässt aus der Tiefe holen jene zwei.
Die steh'n erwartend vor des Schicksals Streiche,
Doch hoch und kühl, so wie der Mond, der bleiche.
Heut' aber kann der Mund nicht streng sich falten,
Der hundertmal berief den Tod, den kalten,
Er zittert gar, indem er milde spricht:
„Mein wär't Ihr wohl, doch ich behalt' Euch nicht.
Geht in das Land, dem Euer Herz gehört,
Geht, Ihr seid frei: ich hab' Euch zugehört!"



Was meinst, in meinem Aug' Du Sonnenstrahl?
Du kommst nicht mehr von Helios' Flammenwagen,
Den haben müd die Rosse in den Saal
Des großen Weltmuseums schon getragen.
Ein Lavablitz, nicht mehr. Und richtig, dort
Ruhst Du ja aus am warm vertrauten Ort:
In Ätnas Krater, den der Rauch umzieht.
Der Riese schläft ein Stündlein — ein Jahrhundert,
Bis er, erwacht, auf seinem Leib verwundert
Das Zwergenvölklein wieder kriechen sieht.
Ein Athemhauch — und wie die Steinchen fallen!
Sie hießen Schlösser, hießen Kirchenhallen. —
Horch, Trommelschlag! Dort kehren sie nach Haus,
Ein Bataillon; heut' ist die Mordschul' aus.
Schon aus dem Felsloch in das Zwielicht streicht
Die Fledermaus — mein Denken ist's vielleicht,
Missfarbig, grau; ach, ich erwehr' mich nicht,
Es flattert wie zum Hohn mir vorm Gesicht!
Sei, Meer, gegrüßt, dass mich Dein Glanz erhelle!
Weh, bist Du schwarz! Weiß kocht die Brandung auf,
Dumpf dröhnt ihr Stoß, als ob da jede Welle,
Ein Wehruf, schlüg' im Herzen mir herauf.
Des Leibes Noth, der Seele zweifelnd Bangen,
Hass, Liebe, Wahn, schlafloses Glückverlangen,
Ein brandend Meer, alt wie die graue Zeit,
Schau' ich und fühl's: das ganze Menschenleid.
Starr' nur hinauf die steilen Klippenwände,
Ball' nur die Faust, und ringe nur die Hände:

Aus dieses Steinbruchs lebelanger Noth
Holt Dich nur einer! — Aber will von hinnen
Die Sonne heut' nicht? Will sie ganz zerrinnen
In Rosenwolken und in Abendroth?
Geblendet, muss ich schaun doch immer wieder!
Will eine Botschaft, eine gold'ne, nieder
Von dorten her, wo ich gestanden habe
Mit hoher Seele heut' an Platens Grabe?
O, darf ich Dir, Du ahnungsvolles Grauen,
Du Flügeldrang, Du holder Tiefsinn, trauen?
O, soll auch ich von Haft und Tod genesen?
Wird, was ich ahnte, wird es offenbar?
Zu schaun beginn' ich, was ich selbst gewesen,
Der Seele wächst der Dichtung Flügelpaar,
Herr, Herr, ich seh' Dich stehn auf gold'nen Zinnen,
Die Kerkerwände stürzen hin zerstört,
Freiheit und Jugend durch die Glieder rinnen,
Da Du Dich neigst: „Ich hab' Dir zugehört!"



Veilchens Bitte.

Von Camillo V. Susan.

Wien.

Ich kleines Blümchen bringe Dir
Vom Frühling einen Gruß,
O, bücke Dich und pflücke mich,
Bevor ich welken muss!

Was Dir der Frühling gibt, das nimm,
Er dauert nicht gar lang!
Doch ich erzähl' Dir lange noch
Von seinem Duft und Sang.



Zum Leben.

Schauspiel in einem Acte von **Jaroslav Vrchlický**.
Aus dem Czechischen übersetzt von **Josefine Bayer**.

Budweis. (Schluss.)

10. Scene.

Rovensky. Wilhelm. Hulin.

Nachdem sich Eva entfernt, sinkt Rovensky in einen Fauteuil, Wilhelm starrt traurig vor sich hin, Hulin geht verlegen hin und her.

Rovensky (schluchzend). Alles verloren! Alles dahin! Sie sahen unser letztes Beisammensein! Wie kalt, wie theilnahmslos! Auch Sie mussten den eisigen Hauch fühlen. Mein Gott, mein Gott, wodurch habe ich das verschuldet?

Wilhelm. Ihr Sinn ist also unabänderlich?

Rovensky. Sie wissen nun alles. Leider ist es so! Morgen schon mit dem frühesten verläſst sie mich. Ich bleibe zurück, ein wandelnder Leichnam im verlassenen Grabe. Solch ein Alter ist ein Fluch! Wie beneide ich Ihren Vater, der kein ähnliches Weh erlebte und seit Jahren im stillen Grabe ruht!

Wilhelm. Seit wann faſste die Comtesse diesen Entschluſs?

Rovensky. Vor etwa einem halben Jahre. Vermögen Sie zu erfassen, was das ist, vor drei Jahren die Gattin, vor einem Jahre den Sohn und morgen die Tochter zu verlieren? Ich bin wie ein Baum, dem man nach und nach alle Äste abhackt!

Wilhelm (will gehen). Gute Nacht, Herr Graf!

Rovensky. Sie wollen fortgehen? Jetzt in der Nacht?

Wilhelm. Ich will um elf Uhr abreisen. Bis zur Bahnstation ist fast eine Stunde Weges. Gesehen hab' ich Sie, helfen kann ich leider nicht, das liegt nicht in meiner Macht. Das Gebaren der Comtesse hat mir bewiesen, daſs ihr Wille unbeugsam und ihr Herz für Sie verloren ist. Leben Sie wohl, und trösten Sie sich, wie's möglich ist!

Rovensky. Ich danke Ihnen herzlichst!

Wilhelm (verneigt sich und geht, Rovensky sinkt in den Fauteuil zurück und verhüllt sich die Augen, Wilhelm schreitet bis zur Thür, vor der Hulin steht, und reicht diesem die Hand). Adieu, Herr Hulin!

Hulin (zieht die Hand zurück und sagt leise, aber entschieden). Sie bleiben!

Wilhelm. Lassen Sie mich fort! Adieu!

Hulin. Sie dürfen nicht fort!

Wilhelm (gereizt). Warum nicht, was wollen Sie von mir?

Hulin. Was nützte es Ihnen fortzugehen? Ich habe die Pistolen aus Ihrer Reisetasche genommen — kein Wort, sonst verrathe ich dem Grafen alles, und das wäre Ihnen wohl nicht lieb!

Wilhelm. Herr Hulin! — Doch nein — sei es, ich will mich in mein Schicksal finden! (Laut.) Herr Graf!

Rovensky (auffahrend). Wie — Sie noch hier? Das freut mich, lieber Freund!

Wilhelm. Ein Wort noch, Herr Graf! (Nähert sich ihm.) Ich will Ihnen sagen, weshalb ich eigentlich kam. Ich las in der Zeitung von der Absicht der Comtesse. Ein tiefes Mitleid für Sie, Herr Graf, bemächtigte sich meiner! Ich erinnerte mich an die Freundschaft, die Sie meinem Vater so oft bewiesen haben, und das bewog mich, den Versuch zu machen, Ihnen die Tochter zu erhalten.

Rovensky. Wilhelm!

Wilhelm. Mein Vorsatz war fest, doch leider sah ich, daſs Evas Wille ebenso fest ist. Ich halte jetzt alles für vergeblich. Darum wollte ich fort. Herr Hulin vertrat mir den Weg. Er ist der Ansicht, man dürfe nichts unversucht lassen — müsse bis zum letzten Augenblicke hoffen, kurz, er bewog mich, den Versuch zu wagen. Was halten Sie davon?

Rovensky. Ich danke Ihnen, Wilhelm! Wenn Sie mein Kind retten wollten, hätte es vor fünf Jahren geschehen können, heute ist es zu spät.

Wilhelm. Ich fühle den Stachel Ihres gerechten Vorwurfes. Vor fünf Jahren kannte ich das Leben noch nicht wie heute. Sie meinen, es sei zu spät? Ich möchte doch den Versuch wagen.

Rovensky. Wenn Sie es durchaus wollen! — Bitte, lieber Hulin, haben Sie die Freundlichkeit, Jean zu sagen, er solle die Comtesse rufen! Ich lasse sie bitten, auf einen Augenblick zu kommen, da ich ihr noch etwas zu sagen habe. Aber was wollen wir ihr sagen? Sie kommt wohl gar nicht.

Hulin. Herr Graf, Sie haben das Miniaturbild der Frau Gräfin morgen beim Abschied der Comtesse geben wollen! Das könnte ihr Herr Graf Wilhelm überreichen — wie? Nun, das wird sich schon finden.

Rovensky. Sehen Sie, lieber Wilhelm (nimmt das Medaillon aus dem Schreibtische), da ist es! Es war die Gräfin vor der Hochzeit. Eva kennt das Bild noch nicht, vielleicht ist es ihr lieb, wenn Sie es ihr geben.

Wilhelm (das Bild betrachtend). Im Grunde ist's keine große Lüge. Meine Mutter hatte eine Copie dieses Bildes. Ich gebe dies hier Eva und werde Ihnen das andere senden. Möglich, dass es so kommt, wie — Sie denken. Wenigstens ist ein Vorwand gefunden, weshalb man sie rufen ließ.

Hulin. Ich werde die Comtesse selbst holen und ihr andeuten, um was es sich handelt, dass Sie ihr ein Andenken geben wollen.

Wilhelm. Gut! Thun Sie das!

Rovensky. Mir gestatten Sie, dass ich mich entferne!

Wilhelm. Wie Sie es für gut finden. So werde ich allein mit ihr sprechen.

Rovensky (reicht ihm die Hand). Es wird nicht gelingen — ich weiß es, aber dennoch danke ich Ihnen! (Ab.)

11. Scene.

Wilhelm allein, betrachtet das Medaillon, schließt es in ein Etui und steckt es in die Tasche; Hulin, ihm nach Eva kommen; Hulin deutet stumm auf Wilhelm, verneigt sich und geht ab.

Wilhelm, Eva.

Wilhelm. Vergebung, Comtesse, ich vergaß — vielmehr, ich fand keine passende Gelegenheit, Ihnen während des Abendessens früher das zu übergeben, was mich eigentlich veranlasste herzukommen!

Eva. Bitte, sprechen Sie!

Wilhelm. Ich erhielt Kenntnis von Ihrem Vorhaben, gerade als ich mich zu einer größeren Reise rüstete. In solchen Augenblicken pflegt der Mensch die Familienreliquien zu durchsuchen. So fand ich dieses Miniaturbild (zieht es hervor), es ist das Porträt Ihrer Mutter — in jener Stunde dachte ich, dass es Ihnen willkommen sein müsste, es fiel mir ein, dass Sie vielleicht kein ähnliches besitzen mögen. Sie wissen, dass unsere Mütter intime Jugendfreundinnen waren, und mich dünkt, dass Ihre Mutter der meinigen dieses Bild zum Andenken habe verfertigen lassen, ehe sie sich verheiratete, es gibt keine Copie. Wenn es

Ihnen Freude macht, so bitte ich, nehmen Sie es mit in Ihre Klosterzelle. (Reicht ihr das Etui mit einer Verbeugung.)

Eva. Solch freundschaftliche Aufmerksamkeit habe ich von Ihnen, Herr Graf, nicht erwartet! Erlauben Sie, dass ich mir das Porträt ansehe (öffnet das Etui) — arme Mutter! Sie haben recht, es ist mir neu. Ich danke Ihnen, es ist mir wert, ich bin dadurch sehr erfreut.

Wilhelm. Und nun, mein Fräulein, da meine Mission zuende, darf ich noch zum letztenmal Ihre Hand drücken?

Eva (ihm die Hand reichend). Wenn Sie es wünschen.

Wilhelm. Ihre Hand zittert — Sie sind tief bewegt, Eva! Doch denken Sie ja nicht, dass ich Ihre Erregtheit missbrauchen und dass ich Sie überreden will, Ihren Vorsatz zu ändern! Es wäre vergebliche Mühe, das weiß ich. Charaktere wie der Ihre sind nicht dem Schilfrohr gleich, auch stärkere Stürme erschüttern Sie nicht, wie Thatsachen beweisen. Das graue Haupt Ihres Vaters — doch — leben Sie wohl!

Eva. Sie thun mir unrecht. So dürfen Sie nicht fortgehen. Es ist mir an Ihnen, Herr Graf, so viel gelegen, dass ich wünsche, der Eindruck beim Abschied soll rein sein! Ich bin weder hartherzig noch herzlos, wie Sie meinen.

Wilhelm. Sie sind es, Comtesse!

Eva. Ich bin es nicht, nein, nein! Sie wissen nicht, was ich gelitten, wie jeder Blick auf meinen alten Vater für mich die Quelle zu immer neuer Marter war. Sie wissen nichts von den schlaflosen, qualvollen Nächten, den trostlosen Morgen, hoffnungslosen Tagen und freudenleeren Abenden.

Wilhelm. Warum also handeln Sie so?

Eva. O, wie oft des Tages und Nachts hatte ich vor, alles für meinen Vater niederzuschreiben, denn ihm's zu sagen vermochte ich nicht! Doch sobald ich zu schreiben anfieng, versagte mir die Kraft. Ein Gedanke jagte den anderen, die Hand bebte, und was ich schrieb, war nicht das Bild meiner Seele, meiner Geschichte. Zwanzigmal wenigstens zerriss ich, was ich geschrieben, und endlich beschloss ich zu schweigen und mein Geheimnis mit mir zu nehmen.

Wilhelm. Und so träufeln Sie noch in den Becher der Leiden, den Sie Ihrem Vater gefüllt, das Gift des Argwohns und der immerwährenden Frage, warum Sie das gethan. Sie thun ganz so, wie Ihr unglücklicher Bruder es gethan. Er nahm auch sein „Warum" ins Jenseits mit. Gerade das, nicht das Motiv seiner That zu kennen, ist für Ihren Vater die tiefste Quelle des Schmerzes, denn er beschuldigt sich selbst, nur sich selbst. Es gibt Ereignisse, die unabwendbar sind, in denen der Selbstmord der einzige Ausweg ist, der aus dem finsteren Labyrinth führt. In solchen Fällen tröstet man sich mit der Zeit und sagt, nun, er konnte eben nicht anders handeln. Die Verhältnisse drängen uns sozusagen diese Ausrede auf. Wo wir jedoch kein Motiv finden, wo sich ein Mensch in den finsteren Arm des Todes stürzt, ohne den geringsten Schein eines Beweggrundes zu haben, da hinterlässt er seinen Angehörigen nebst dem Schmerz über seinen Verlust noch die Qual der Ungewissheit — das Schrecklichste von allem!

Eva. Sie haben mir mit dem Bilde meiner Mutter eine große Freude bereitet. Das flößt mir Vertrauen ein. Ich bitte Sie, mich anzuhören und — und meinem Vater dann meine Gründe klar zu machen. Ich selbst vermag es nicht einmal, ihm diese zu schreiben, es greift ja einer in den anderen ein. Halten Sie es für nöthig, dass er alles wisse? Sie brauchen ihm nichts zu verheimlichen. Bitte, setzen Sie sich! (Sie setzen sich.) Sie kennen mich von Kindheit an, ich kann somit kurz und bündig sprechen. Heute fürchte ich Ihren kalten Spott nicht mehr. Meine Gründe sind theils individuelle, theils allgemeine. Von welchen soll ich sprechen?

Wilhelm. Bitte vor allen um jene, die Sie betreffen, die allgemeinen sind ganz nebensächlich, denn sie entstammen zumeist den persönlichen Ansichten.

Eva. Sei es! Sie kennen unsere Familie und müssen doch sehen, dass unser Geschlecht welkt und aussterben wird.

Wilhelm. Namentlich wenn Sie ins Kloster gehen!

Eva. Das ist wohl das geringste. Sie kennen auch das Schicksal meiner armen Mutter, wissen, wie Felix geendet! Was ist mein Erbtheil? Kränklichkeit! Ich bin der welkende Zweig eines morschen Stammes. Lassen Sie ihn verwelken, und versuchen Sie nicht, ins Leben zu rufen, was dem Tode verfallen ist! Das ist der Verfall einer alten Familie, ein Theil des allgemeinen Verfalles der Menschheit. Wir leben in einer Zeit des Verfalles — doch die einen fühlen es mehr, die anderen weniger. Die einen fügen sich darein mit der stummen Resignation der Philosophen, andere trachten sich zu betäuben, machen Reisen, stürzen sich in den Strom der Vergnügungen, in den Taumel der Künste und Gott weiß was! Wie kann ich hier leben und das langsame Hinsiechen meines Stammes ansehen? Das, Herr Graf, sind meine Ansichten! Die Mutter irrsinnig, der Bruder ein Selbstmörder, der Vater siech — o, gehen Sie! Ich habe Kraft genug, mich früher noch selbst zu begraben.

Wilhelm. Sagen Sie lieber genug Egoismus, das wäre ein passender Ausdruck, selbst dann, wenn alles so wäre, wie Sie sich's vorstellen! Sie sind angesteckt von der modernen Theorie des menschlichen Verfalles. Ich kenne sie. Aber dem ist nicht so. Glauben Sie mir, die Menschen sind heutzutage nicht schlechter und auch nicht besser, als sie einstens waren! Belustigend ist es zu sehen, wie in dieser Übergangsperiode die grausamste Barbarei Hand in Hand mit den idealen Bestrebungen der Civilisation einherschreitet. Die Extreme berühren sich. Im Grunde ist es ein gutes Zeichen, denn sonst zog die Barbarei allein durch die Welt. Aber wir kommen ja ganz von Ihren persönlichen Gründen ab. Sie sprechen von dem Verfalle Ihrer Familie. Sie täuschen sich. Ist denn gar keine Hoffnung auf Genesung Ihrer Mutter?

Eva. Ich glaube nein.

Wilhelm. Sie glauben, haben aber gar keine Gewissheit! Gesetzt, es wäre so: ist der einzige Fall maßgebend? Sie sind irregeführt durch die Lehre von der Erblichkeit. Sind vielleicht nur die Übel erblich und nicht auch Talente, das Genie und gute Eigenschaften? Ich glaube, Sie

kennen Familien, in denen neben einem Falle von Irrsinn in derselben Linie Geistesstärke, Gemüthstiefe und Genialität zu finden sind. Es ist sogar möglich, dass dieselbe Gemüthstiefe, die Ihre arme Mutter krank gemacht, im Herzen des Dichters und Malers der Impuls zu geistigem Schaffen wäre. Und Felix — der arme Felix! Das Schreckliche in diesem Falle ist nur das, dass Sie nicht wissen, warum er sich erschossen hat. Das macht Sie verwirrt, und darum suchen Sie den Grund in einem Familienübel.

Eva. Wissen Sie einen anderen?

Wilhelm. Möglich. Die Erziehung Ihres Bruders war eine ungemein strenge, so strenge, dass er vor dem Vater zitterte. Was Wunder, dass er aus Angst vor dem Vater aus dem Leben gieng, nachdem er sich einiger unbedeutender Verirrungen schuldig gemacht, die im Grunde kaum der Rede wert waren!

Eva. Das ist wahr. Unser Vater war furchtbar strenge, beinahe grausam. Erst nachdem ihn der schreckliche Schlag getroffen, wurde er milder. Ich glaube jetzt selbst, dass Ihre Vermuthung richtig ist.

Wilhelm. Also Felix' Tod gibt keinen Grund ab für Sie, dieses Glied entfällt ganz und gar aus der Kette Ihrer Beweisführung. Wie aber können Sie vom Siechthum Ihres Vaters reden? Ihr Vater ist 77 Jahre alt, bei all den traurigen Ereignissen, die ihn getroffen haben, ist er rüstig, geistesfrisch. Geben Sie ihm nur einen Funken Hoffnung, und Sie werden sehen, wie er auflebt!

Eva. Das Schicksal meiner Mutter ist aber doch gräslich!

Wilhelm. Gräslich wohl, allein es beweiset mir nicht, dass Sie recht haben. Wir sind allein, ich kann daher über alles ganz offen sprechen. Die Geisteskrankheit Ihrer Mutter ist kein Erbübel. Ich kenne Ihre Familie so gut wie die meine. Nennen Sie mir, ich bitte Sie, noch einen einzigen Fall von Geistesstörung in Ihrer Familie! Ihre Mutter war eine sensitive Natur; dazu gesellte sich die Klostererziehung, der Mangel an Welterfahrung, Menschenkenntnis, dann, wie Sie selbst sagen, die außerordentliche Strenge Ihres Vaters, die Einsamkeit, in der sie hier lebte und so weiter und so weiter. Besonders die Einsamkeit greift zarte Nerven sehr an und regt sie auf. Ihr Vater hatte große Geldverluste, ich weiß es. Ihre Mutter war keine Entbehrung gewöhnt. Ihr Vater beharrte bei seinem Willen, er stürzte sich in immer neue Unternehmungen, und ein Misserfolg jagte den anderen. Erwägen Sie alles, und Sie müssen mir zustimmen! Ihre Erziehung war auch nicht die richtige. Man ließ Sie Tag und Nacht über den Büchern liegen, und das war gefehlt. Aber bleiben wir noch bei Ihren persönlichen Gründen! Sie sprechen von dem letzten Zweige Ihres Stammes. Wohlan! Sie selbst sind dieser letzte Zweig, den Sie absichtlich abbrechen und ins Feuer werfen. Ich würde Sie entschuldigen, wenn das Leiden Ihrer Mutter factisch auf Sie übergegangen wäre. Das ist aber nicht der Fall. Sie sind gesund, kräftig, nicht nur das, Sie sind geistreich, Sie verstehen zu arbeiten, lassen aber alles unbeachtet und schreiten, einiger verdrehter Theorien halber, zu der unverzeihlichsten Art von Selbstmord.

Doch ich rede wohl in den Wind! Jetzt sagen Sie mir, ich bitte Sie, noch die allgemeinen Gründe, oder besser, sagen Sie gar nichts mehr, ich wähle aus jenen Büchern dort Schopenhauer und Leopardi und lese sie selbst, diese angenommenen Gründe!

Eva. Sie wollen damit sagen, mein Pessimismus sei die Frucht der Lectüre. Sie irren, er stammt aus der Seele; doch ich bin mit meinen persönlichen Beweggründen noch nicht zuende.

Wilhelm. Noch nicht?

Eva. Ihnen gelang es, wenn auch nicht meine Ansichten ganz zu ändern, so doch stark zu erschüttern; aber ich habe nebstdem noch meine eigenen innersten Gründe!

Wilhelm. Ei, das haben Sie ja bisher ganz verschwiegen!

Eva. Und das werde ich auch ferner verschweigen. Das ist mein Geheimnis, das mit mir nicht nur ins Kloster, sondern auch ins Grab gehen wird.

Wilhelm. Dann ist alles, was wir gesprochen haben, überflüssig gewesen.

Eva. Gewiss, ich besitze Kraft genug, meinen Schmerz und meine Täuschung allein zu tragen.

Wilhelm. Schmerz? Täuschung? (Betroffen.) Sie erlebten also außer dem Familienunglück noch ein anderes? Vielleicht noch ein größeres Unglück, das Sie verschweigen? Das wusste ich natürlich nicht.

Eva (triumphierend). Sehen Sie, hier bin ich unverwundbar!

Wilhelm. Und das freut Sie? Ich kann und will selbstverständlich in dies persönliche Geheimnis nicht eindringen, das, wie Sie sagen, noch schmerzlicher ist als der Verlust von Mutter und Bruder. Ich sage Ihnen nur, dass Sie in Ihrem Schmerze herumwühlen, sich durch ihn förmlich berauschen, und dass Ihnen diese Sinnestäuschung eine Wollust ist, so betäubend wie das Haschisch und Opium. Aber das ist ein Unrecht, Eva, denn es ist wider die Natur! Dieser Schmerz ist größtentheils eingebildet, ja erlogen.

Eva. Wie, Sie nennen das Gefühl, den Schmerz um eine geliebte Person erlogen?

Wilhelm. So haben Sie also außer der Mutter und dem Bruder noch jemand anderen verloren? Sie haben geliebt, Eva, ja gewiss, Sie haben geliebt!

Eva. Um des Himmels willen, kein Wort mehr, Herr Graf! Wohin sind wir gerathen? Bleiben wir bei unseren Erörterungen des Pessimismus! Sie glauben, der meine entstamme den Büchern. Doch ich sagte Ihnen, und Sie müssen es jetzt einsehen, dass er dem Gefühle entspringt.

Wilhelm. Ich stelle nicht in Abrede, dass er gefühlt ist, doch von selbst kam er nicht in Ihr Herz. Die Lectüre ist jedenfalls schuld daran. Ich weiß nicht, welcher Wind in Ihre Seele das erste Samenkorn dieser Theorie geweht hat, doch der Boden war dafür geebnet und fruchtbar, und das Unglück ist fertig.

Eva. Das Elend und den Jammer des Lebens können Sie nicht hinwegleugnen. Die gesammte moderne Literatur ist gegen Sie. Wir

waten sozusagen durch das Elend und leben im großen geistigen Verfalle. Das Leben selbst beweist, was ich gesagt. Die Theorien sind daraus geschöpft.

Wilhelm. Wohl, doch sind sie einseitig. Die menschlichen Charaktere sind einmal so, sie neigen sich viel mehr zum Bösen als zum Guten — man fühlt viel mehr den Wiederhall übler Nachrede als die Worte wahrer Freundschaft. Selten hören wir das, was die Leute Gutes von uns sprechen; solange es uns halbwegs gut geht, beachten wir es nicht und denken, so und nicht anders muss es sein. Was Wunder, wenn uns dann das kleinste Ungemach fassungslos macht! Die Schriftsteller wissen, dass ihre Leser gerne in ihrem Jammer und ihren Klagen geschmeichelt sein wollen, und nähren diese Eigenschaft. Einer überbietet den anderen in der Schilderung menschlichen Elends. Die Menge verschlingt diese Übertreibungen und überträgt dann aus den Büchern neue Früchte des Pessimismus ins wirkliche Leben. Ich will nicht behaupten, das Leben sei eine absolute Wohlthat, aber ich widerspreche der Ansicht, dass es nur Elend und Unglück bedeute, wie Sie glauben. Selbst das praktische Leben widerspricht Ihrer Ansicht. Die Freude ist in der Welt, nicht etwa die Freude des Vergnügens, die ausgelassene Freude des raffinierten Genusses, sondern die stille, harmlose Freude, die uns den wahren Wert des Lebens verkündet. Wünschen Sie ein Beispiel zu hören?

Eva. Ich bin begierig.

Wilhelm. Im Winter vorigen Jahres begab ich mich eines Abends zu einer Soiree, wohin, ist mir entfallen. Ich trug einen prachtvollen Strauß parmesischer Veilchen. Da stieß ich an der Ecke des Boulevards an ein kleines Mädchen von etwa acht Jahren. Mit klagender Stimme bietet es mir ein kleines zerknittertes Veilchensträußchen zum Kaufe an. Bitte, lieber Herr, kaufen Sie! Aber Kind, Du siehst doch, dass ich genug Blumen habe — dabei zeige ich auf mein Bouquet. Ach, dann muss mein armes krankes Mütterchen hungern! sagte das Kind betrübt. Kaufen Sie dennoch die Blümchen, werfen Sie sie dann weg, aber kaufen Sie nur! Ich hatte vor, dem Kinde einige Sous zu geben und dann das bescheidene, halbverwelkte Sträußchen fortzuwerfen. Aber als ich nach dem Gelde griff, erblickte ich in dem Auge des Kindes, in diesem Auge voll himmlischer Unschuld den Widerschein einer solchen Wonne, solchen Glückes wie nie zuvor! Kein Buch der Welt vermag zu schildern, was sich wie ein goldig warmer Strahl über die Wangen der armen Kleinen ergoss. So tief hatte mich's ergriffen, dass ich das Sträußchen mit Gold bezahlte, das Kind auf die Stirn küsste, mein Prachtbouquet mitten in die Straße unter die fahrenden Wagen schleuderte und heim gieng. Ich fühlte in meinem Herzen ein nie gekanntes Glück. Nun erst fühlte ich, dass das Leben eine Wohlthat ist, doch nur dann, wenn wir jemand lieben, für jemand zu sorgen haben. Der Egoismus ist pessimistisch, die Liebe aber ist nachsichtig und edel!

Eva. Das war vor allem ein Kind, und dann — liebte es seine Mutter.

Wilhelm. Das ist eben der Fehler, dass wir gar zu bald aufhören, Kinder zu sein. Jeder sollte Kind bleiben, wenigstens ein bisschen

Kind bis ins Alter. Und Sie, Eva, lieben denn Sie Ihren Vater nicht?

Eva. Sie haben recht, ich bin selbstsüchtig, ich bin elend.

Wilhelm. Sie werden selbst im Kloster nicht glücklich werden, denn dazu ist Glaube nöthig, und den haben Sie nicht. Wer sich wie Sie mit dem Lesen der modernen Philosophie befasst, wer von dem buddhistischen Nihilismus und der modernen Apathie so durchdrungen ist, glaubt nicht an Gott!

Eva. Herr Graf — vergessen Sie nicht —

Wilhelm. Nein, Sie glauben nicht an Gott, weil Sie Ihren Vater nicht lieben! Ihr Entschluss ist nur eine Laune, die Ausgeburt der Einsamkeit, Ihrer Lectüre und Ihres Grübelns. Er ist nicht aufrichtig, er ist erzwungen. Sie bleiben Lügnerin selbst im Kloster, Sie werden sich dort ferner quälen, sich winden in Ihren Schmerzen, aber nicht in den süßen Schmerzen beseligender Ekstase der Heiligen — nein, in dem ohnmächtigen, stumpfen Schmerz verlorener Seelen. Sie haben keinen Glauben und täuschen sich und die Welt mit diesem Schritte!

Eva. Ich hielt Sie für zartfühlender.

Wilhelm. Ah was, Zartgefühl! Ich bin wahrheitsliebend. Sie werden mir sagen: Was ist das Leben? Auch nichts als ein welkender Veilchenstrauß! Nun denn — opfern Sie ihn dem Vater, wie jenes Kind gethan, das in seiner Schlichtheit besser war als Sie, denn es liebte jemand. O, glauben Sie mir, elend ist nur, wer nicht liebt!

Eva (verzweifelt). Sagen Sie lieber, wer nicht lieben kann — ich kann es nicht!

Wilhelm. Sie häufen Lüge auf Lüge, Verstellung auf Verstellung. Jedermann kann lieben, ja muss lieben, ist er von Natur aus gut und unverdorben. Lieben Sie, was und wen Sie wollen, haben Sie aber nur Interesse für etwas! Den Vater zu lieben, Eva, ist Pflicht, und ein Mensch, dessen Charakter dem Ihren gleicht, der entflieht nicht feige und weicht seiner Pflicht nicht aus! Es gibt Liebe, die nur Liebe ist, das ist die Liebe für den Freund, für den Geliebten, aber es gibt Liebe, die Gesetz ist, Liebe zum Gatten, zu Eltern und Kindern.

Eva. Was kann, besser, was soll ich thun?

Wilhelm. Ins Kloster gehen, wenn Sie jene Liebe nicht fühlen, die nur Liebe allein ist, aber erst dann, bis Ihr Vater nicht mehr lebt. Ihre Pflicht gebietet Ihnen, das theure Haupt zu hüten und ihm diesen letzten Schmerz im Leben zu ersparen!

Eva (überwunden). Ja, das will ich thun!

Wilhelm. Das ist Ihre Pflicht. Nach dem Tode Ihres Vaters sind Sie frei; dann lassen Sie sich meinetwegen lebend begraben, aber jetzt gehören Sie Ihrem Vater an!

Eva. Ich folge Ihnen. Bitte, sagen Sie es ihm selbst! Ich habe nicht die Kraft hierzu.

Wilhelm (öffnet rechts die Thür). Ich bitte, Herr Graf!

12. Scene.

Rovensky. Wilhelm. Eva.

Rovensky. Sie wünschen?

Wilhelm. Die Comtesse hat sich entschlossen, für unbestimmte Zeit bei Ihnen zu bleiben.

Rovensky. Was höre ich? Ist es möglich? Herr Graf, Sie sind ein Zauberer! Eva, mein Kind, lasse Dich umarmen! (Küsst sie.) Ist's wahr? Ich will's von Deinen Lippen hören.

Eva. Ja, es ist wahr. Der Herr Graf hat mir vieles klar gemacht. Ich werde Dir später einmal alles genau erzählen. Jetzt vermag ich es nicht, ich bin zu erregt, zu schwach. Mein Gott, mein Gott, ich bin lieblos gewesen! (Weint.)

Rovensky (bewegt zu Wilhelm). Bis in den Tod bin ich Ihr Schuldner!

Wilhelm (auf die Uhr schauend). Verzeihung! Ich muss fort, es ist die höchste Zeit —

Rovensky. Sie wollen wirklich noch abreisen? Jetzt, in der Nacht?

Wilhelm (ausweichend). Jawohl, ich muss.

Rovensky. Bleiben Sie wenigstens bis morgen! Ich traue meiner Tochter noch nicht; vielleicht ändert sie bis morgen wieder ihren Sinn, und ich wäre dann morgen noch unglücklicher.

Wilhelm. Ich bürge für sie. Ihre Tochter bleibt bei Ihnen!

Rovensky. Gut, ich glaube — aber warum wollen Sie fort? — Bleiben Sie!

Wilhelm. Ich kann nicht! (Geht zur Thür.) Herr Hulin!

13. Scene.

Die Vorigen. Hulin.

Wilhelm. Herr Hulin, ich bitte, bringen Sie meine Reisetasche!

Rovensky. Der Herr Graf will durchaus fort.

Wilhelm. Gehen Sie, Hulin!

Hulin. Die Tasche, die Tasche — die bekommen Sie nicht von mir.

Wilhelm. Schnell, ich versäume sonst den Zug!

Hulin. Die Tasche gebe ich Ihnen nicht; von meiner Hand wenigstens bekommen Sie sie nicht.

Rovensky. Was soll das heißen?

Hulin. Das heißt —

Wilhelm. Schweigen Sie, Unseliger! (Packt ihn bei der Hand.)

Hulin (reißt sich los und spricht entschieden). Das soll heißen, dass in der Tasche zwei geladene Pistolen sind und der Herr Graf die Absicht hat, sich zu erschießen. Aber aus meiner Hand erhält er sie nicht, und wenn es mich das Leben kosten sollte.

Rovensky. Was sagen Sie?

Eva (aufspringend). Wilhelm!

Wilhelm (steht schweigend und regungslos da).

Hulin (fortfahrend). Der Herr Graf ist ruiniert, wie er sagte, und darum will er sich erschießen. Das darf doch nicht geschehen, ein solcher Mann wie er — das darf nicht geschehen!

Eva (tief bewegt, tritt auf den stumm und erschüttert dastehenden Wilhelm zu und spricht). Herr Graf, Sie sind ein guter Redner, aber Sie selbst gehorchen der Wahrheit Ihrer Worte nicht! Gehen Sie, erschießen Sie sich!

Wilhelm (dumpf). Ich habe keinen Vater, habe niemand — für mich haben also diese Grundsätze keine Geltung. Ich habe kein Interesse an der Welt!

Eva. Als Sie mich überredeten, da hatten Sie noch irgendein Interesse, kaum dass ich Ihren Worten nachgegeben, haben Sie keines mehr. Und da wollen Sie behaupten, das Leben sei gut?

Wilhelm (nach heftigem Seelenkampf fällt vor Eva auf die Knie). Eva, geben Sie mir das Leben wieder!

Rovensky und Hulin (zeigen durch stummes Spiel ihre Freude).

Eva (zieht Wilhelm empor). Wollen Sie nun weiter leben? Leben für mich?

Wilhelm. Muss ich denn nicht?

Rovensky (Wilhelm die Hand reichend). Darf ich Sie Sohn nennen?

Eva (dem Vater in die Arme fallend). Aber Vater! In diesem Augenblicke —

Wilhelm. Wie nach schwerer Operation das Auge sich erst wieder an das Licht gewöhnen muss, so müssen wir uns nun wieder an das Leben gewöhnen (reicht Eva die Hand) — nicht wahr, Eva?



Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Union=Bank.



Die **sechsundzwanzigste ordentliche General-Versammlung** der Actionäre der **Union-Bank** findet **Dienstag den 31. März 1896**, um 11 Uhr vormittags, in den Banklocalitäten, I. Renngasse Nr. 1, statt.

Tagesordnung:

1. Bericht des Verwaltungsrathes und Vorlage des Bilanz-Abschlusses pro 1895.
2. Bericht des Revisions-Ausschusses und Beschlussfassung hierüber.
3. Beschlussfassung über die Verwendung des Reingewinnes.
4. Wahlen in den Verwaltungsrath.
5. Wahl des Revisions-Ausschusses für das Jahr 1896.

Die stimmberechtigten Herren Actionäre, welche an der General-Versammlung theilzunehmen wünschen, wollen ihre Actien in Gemäßheit des § 27[1]) der Statuten spätestens am 23. März a. c. deponieren und zwar:

in **Wien** bei der Liquidatur der Union-Bank,
in **Triest** bei der Filiale der Union-Bank,
in **Berlin** bei der Berliner Handels-Gesellschaft, bei den Herren Mendelssohn & Co. und bei den Herren Robert Warschauer & Co.,
in **Frankfurt a. M.** bei der Deutschen Effecten- und Wechsel-Bank.

Die Actien sind unter Anschluss von Consignationen zu erlegen, welche vom Einreicher eigenhändig zu unterzeichnen und für Wien in zwei Exemplaren, für die anderen Erlagsstellen in drei Exemplaren auszufertigen sind.

Ein Exemplar der Consignationen erhält der Deponent mit der Empfangsbestätigung versehen zurück; nach abgehaltener General-Versammlung werden die Actien gegen Rückstellung dieser Consignation ausgefolgt.

Das Stimmrecht kann vom Actionär oder von dessen gesetzlichem Vertreter persönlich oder durch Bevollmächtigung eines anderen stimmberechtigten Actionärs ausgeübt werden (§ 28 der Statuten).

Wien, am 10. März 1896.

Union-Bank.

---

[1]) § 27 der Statuten lautet: Der Besitz von je 20 Actien gibt das Recht auf eine Stimme in der General-Versammlung. Zur Ausübung des Stimmrechtes ist erforderlich, dass die Actien längstens 8 Tage vor dem Zusammentritte der statutenmäßig berufenen General-Versammlung in die Gesellschaftscasse oder an einen anderen von dem Verwaltungsrathe zu bestimmenden Orte hinterlegt werden.

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

K. k. General-Direction der österr. Staatsbahnen.

Bei der in Gegenwart eines k. k. Notars am 1. März 1896 stattgefundenen XXIV. Verlosung der Prioritäts-Obligationen I. Emission und XVIII. Verlosung der Prioritäts-Obligationen II. Emission der **Ersten ungarisch-galizischen Eisenbahn** wurden mittelst Serienhebung gezogen:

Von den Prioritäts-Obligationen I. Emission

die Nummern 56647 bis inclusive 56949, d. i. 303 Stück.

Von den Prioritäts-Obligationen II. Emission

die Nummern 5086 bis inclusive 5199, d. i. 114 Stück.

Der Nominalbetrag dieser verlosten Prioritäts-Obligationen der I. Emission wird vom 1. September 1896, jener der II. Emission vom 1. Juli 1896 ab gegen Einziehung der Original-Obligationen mit allen nach diesen Terminen fällig werdenden, zu den verlosten Obligationen gehörigen Coupons ausbezahlt.

Mit 1. September, respective 1. Juli 1896 hört die weitere Verzinsung dieser Obligationen auf und wird daher der Wert der von den Obligationen etwa abgetrennten, nach diesen Terminen fällig werdenden Coupons von dem Einlösungsbetrage in Abzug gebracht werden.

Von früheren Verlosungen sind noch unbehoben aushaftend:

Prioritäts-Obligationen I. Emission

die Nummern: 5169, 5217, 5225, 5227, 18550, 18592, 18657, 18658, 18659, 55237, 55238, 55246, 55247, 55249, 55250, 55272, 55273, 55274, 55275, 55278, 55281, 55291, 55299, 55300, 55301, 55302, 55343, 55344, 55346, 55347, 55350, 55360, 55362, 55418, 55419, 55420, 55422, 55423, 55449, 55465, 55467, 55468, 55469, 55470, 55471, 55472, 55519, 55551, 55576, 55671, 55692, 55707, 55708, 55709, 55710, 55713, 55735, 55752, 55754, 55873, 55874, 55875, 61556, 71027, 71046, 71048, 71049, 71050, 71053, 71077, 71085, 71088, 71089, 71101, 71111, 71112, 71138, 71221, 71244, 71254, 71255, 93517, 93541, 93566, 93570, 93583, 93584, 93626, 93627, 93628, 93645.

Prioritäts-Obligationen II. Emission

die Nummern: 530, 531, 2588, 2589, 4001, 4002, 4003, 4006, 4007, 4008, 4010, 4012, 4020, 4021, 4023, 4031, 4032, 4033, 4035, 4040, 4041, 4047, 4063, 4064, 4065, 4066, 4067, 4069, 4077, 4091, 4097, 4644, 4645.



Notiz.

Nach § 7 des Übereinkommens vom 23. October 1894 betreffend den Ankauf der k. k. priv. Mährischen Grenzbahn durch den Staat werden den Actionären dieser Bahn für je 10 Stück der im Umlaufe befindlichen 45.000 Stück Actien à fl. 200.— österr. Währ., sonach für je fl. 2000.— österr. Währ. Nominale je eine Obligation à fl. 200.— österr. Währ. oder 400 Kronen Nominale der neuen 4% Prioritäts-Anleihe der Mährischen Grenzbahn mit Coupons pro 1. März 1895 ausgefolgt.

Die durch effective Stücke der auszufolgenden Prioritäts-Obligationen nicht ausgleichbaren Restbeträge werden unter Annahme eines Courses von 93% dieser Obligationen zuzüglich der vom 1. September 1894 ab laufenden Zinsen bar ausgezahlt. Außerdem wird für jede der eingelieferten Actien ein Barbetrag von 40 kr. österr. Währ. bezahlt.

Der Umtausch der Actien findet vom **30. December 1895** angefangen bei der Hauptcasse der k. k. General-Direction der österreichischen Staatsbahnen in Wien, XV. Schönbrunner Straße Nr. 6, statt.

Die Actien sind sammt Coupon vom 1. Juli 1891 ab (Nr. 17—19) und Talon mit einfacher, mit dem Namen oder der Stampiglie des Einreichers versehenen Nummern-Consignation einzureichen, zu welcher Formularien bei der genannten Hauptcasse unentgeltlich verabfolgt werden.

Bis zur durchgeführten Revision der eingereichten Stücke werden über dieselben Recepisse ausgefolgt.

Über Verlangen der Einreicher werden denselben nach Zureichen der vorhandenen Stücke auch in höhere Appoints à 2000 Kronen zusammengelegte Obligationen ausgegeben.

Kundmachung.

Subscription

auf Nominale Kronen 40,000.000·– 3½%-ige Pfandbriefe des Ungarischen Bodencreditinstitutes.

Prospect.

3½% Pfandbriefe des Ungarischen Bodencreditinstitutes.



Das Ungarische Bodencreditinstitut wurde im Jahre 1862 unter Theilnahme des ungarischen Staates mit dem Sitze in Budapest gegründet. Der Zweck desselben ist, dem Grundbesitz im Vereinswege auf Grundlage der Gegenseitigkeit und der solidarischen Haftung aller seiner Schuldner unter Ausschluss einer Gewinnvertheilung einen sicheren Credit bis zur ersten Hälfte des Hypothekarwertes zu verschaffen.

Das Institut emittiert Pfandbriefe auf Grund seiner gesetzlich genehmigten Statuten bis zur Höhe der vorschriftsmäßig sichergestellten Hypothekar-Darlehen; es können daher nie mehr unverloste Pfandbriefe im Umlauf sein, als hypothekarisch sichergestellt sind. Die Beleihung bei den in Pfandbriefen bewilligten Darlehen kann nur bis zur Hälfte des ermittelten Wertes der als Sicherheit dienenden Hypothek stattfinden. Die Wertermittlung geschieht nach Maßgabe des catastermäßigen Reinertrages oder nach Umständen auf Grund von Schätzungen.

Zur Sicherstellung der Pfandbriefe dienen außer der speciell verhafteten Hypothek und der solidarischen Haftung sämmtlicher Schuldner

a) der nicht rückzahlbare Theil des seitens der Gründer gebildeten Garantiefonds	ö. W. fl.	167.700·—
b) die unverzinsliche Stiftung des ungarischen Staates im Betrage von	„ „	500.000·—
c) der Reservefond, entstanden aus den Reinerträgnissen des Institutes, welche statutengemäß nicht zur Vertheilung gelangen, sondern stets dem Reservefond zuzuschlagen sind. Am 30. September 1895 betrug derselbe	„ „	9,227.856·59
Von dieser letzteren Summe sind im Sinne des Gesetz-Artikels XXXVI vom Jahre 1876 5% des Betrages der umlaufenden unverlosten Pfandbriefe mit ö. W. fl. 5,371.175·— dem Pfandbrief-Special-Sicherstellungsfond zugewiesen, während restliche ö. W. 3,856.681·59 als unvertheilbarer Saldo auf Gewinn- und Verlust-Conto am 30. September 1895 verblieben sind;		
d) der aus einem, theils durch Einzahlung, theils durch grundbücherliche Eintragung gesicherten Beitrage von 1% der Darlehens-Summen von den Darlehensnehmern gebildete solidarische Haftungsfond, zu welchem im Falle der Inanspruchnahme desselben die entsprechenden Nachzahlungen von den solidarisch verpflichteten Schuldnern eingezogen werden, am 30. September 1895 betragend	„ „	1,918.585·41

Der Emissions-Betrag der Pfandbriefe ist unbeschränkt, darf jedoch das Zwanzigfache des zur besonderen Sicherstellung der Pfandbriefe bestimmten Fonds nicht übersteigen.

Am 30. September 1895 befanden sich Pfandbriefe im Umlaufe . . . . ö. W. fl. 120,325.280·— hiervon ab:

verloste Pfandbriefe in österr. Währ. fl. 12,897.700·—
verloste Pfandbriefe in Metall-Währ. „ 4.080·— „ 12,901.780.—

daher unverloste Pfandbriefe im Umlaufe . . . . . . ö. W. fl. 107,423.500·—

wogegen das Institut Hypothekenforderungen im Gesammtbetrage von „ „ 115,277.964·52

besaß, bedeckt durch Bodenwerte in der Höhe von ö. W. fl. 268,177.037·92 und Nebenwerte (Gebäude) in der Höhe von ö. W. fl. 37,733.948·—.

Außerdem waren am 30. September 1895 nach Maßgabe des Gesetz-Artikels XXX vom Jahre 1889 ausgegebene, sogenannte Regulierungs- und Boden-Meliorations-Pfandbriefe im Betrage von . ö. W. fl. 20,829.000·— gegen Darlehen an Regulierungs- und Boden-Meliorations-Gesellschaften im Betrage von . . . . „ „ 20,909.668.02 in Umlauf, durch Bodenwerte in der Höhe von ö. W. fl. 157,918.403·48 bedeckt und nach Vorschrift des vorbezeichneten Gesetzes durch einen besonderen Reservefond sichergestellt.

Zur Überwachung der Einhaltung der Statuten ist für das Institut ein Regierungs-Commissär ernannt.

Die Pfandbriefe des Ungarischen Bodencreditinstitutes sowie die an denselben befindlichen Zinsscheine sind von allen bestehenden Stempeln, Gebüren und Steuern befreit, und ist denselben die vollkommene Stempel-, Gebüren- und Steuer-Freiheit auch für die Zukunft gesetzlich zugesichert.

Die Pfandbriefe können in Ungarn zur Anlegung von Witwen-, Waisen-, Fideicommiss- und Depositengeldern sowie zu Cautionen bei den staatlichen Behörden, auch bei Militär-Heiraten verwendet werden.

Die $3^1/_2$% Pfandbriefe lauten auf den Inhaber, können aber auf Verlangen auf den Namen umgeschrieben werden; sie sind in Abschnitten von

200, 2000 und 10.000 Kronen

angefertigt und mit halbjährlichen, am 1. April und am 1. October jeden Jahres zahlbaren Zinsscheinen versehen.

Die $3^1/_2$% Pfandbriefe werden innerhalb 63 Jahre im Wege halbjährlicher, am 31. März und am 30. September jeden Jahres stattfindenden Ziehungen verlost und 6 Monate später al pari zurückgezahlt, jedoch steht dem Institut jederzeit das Recht zu, die $3^1/_2$% Pfandbriefe nach vorangegangener Kündigung zum Nennwerte zurückzuzahlen, während den Inhabern der Pfandbriefe ein Kündigungsrecht nicht zusteht.

Die Zinsscheine und verlosten Pfandbriefe sind zahlbar
in **Budapest** bei der **Casse des Institutes,**
„ „ „ „ **Ungarischen Allgemeinen Creditbank,**
„ **Wien** „ „ **K. k. priv. Österreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe,**
„ „ „ dem Bankhause **S. M. v. Rothschild,**
„ **Berlin** „ der **Direction der Disconto-Gesellschaft,**
„ „ „ dem Bankhause **S. Bleichröder,**
„ „ „ der **Bank für Handel und Industrie,**
„ **Frankfurt a/M.** bei dem Bankhause **M. A. v. Rothschild & Söhne,**
„ „ „ der Filiale der **Bank für Handel und Industrie,**
„ **Hamburg** bei der **Norddeutschen Bank in Hamburg,**
„ **Amsterdam** bei der **Amsterdam'schen Bank.**

(Berlin bis Amsterdam: } mit dem cursgemäßen Gegenwerte der Gulden öst. Währ. in der betreffenden ausländischen Währung, 1 Gulden = 2 Kronen.)

Fällige und zur Zahlung nicht vorgezeigte Zinsscheine verjähren im Sinne des Gesetz-Artikels XXXIII vom Jahre 1881 nach Ablauf von 6 Jahren, verloste Pfandbriefe nach Ablauf von 20 Jahren, vom Tage ihrer Fälligkeit gerechnet.

Die auf Einlösung der Zinsscheine, die Verlosung und Kündigung der Pfandbriefe sowie alle auf die Umlaufsfähigkeit derselben bezüglichen Bekanntmachungen werden außer in ungarischen und österreichischen Blättern auch in einer in Hamburg, einer in Frankfurt a. M. und zwei in Berlin erscheinenden Zeitungen publiciert werden.

Budapest, den 7. März 1896.

Die Direction des
Ungarischen Bodencreditinstitutes

Dessewffy m. p. **Lukács** m. p.

Unter Bezugnahme auf die vorstehende Kundmachung des Ungarischen Bodencreditinstitutes wird der Betrag von Nom. Kronen 40,000.000·— 3½% Pfandbriefe des Ungarischen Bodencreditinstitutes zur Bar-Subscription, beziehungsweise zur Convertierung der noch im Umlauf befindlichen 4½% Pfandbriefe dieses Institutes im Betrage von Nom. fl. 6,878.100·— aufgelegt.

Die Subscription findet am Montag und Dienstag den 23. und 24. März 1896

in **Budapest**: bei dem **Ungarischen Bodencreditinstitute**,
" " " der **Ungarischen Allgemeinen Creditbank**,
" **Wien** " " **K. k. priv. Österreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe**,
" " " dem **Bankhause S. M. v. Rothschild**,
" **Brünn, Lemberg, Prag, Triest und Troppau**: bei den **Filialen der K. k. priv. Österreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe**,
während der üblichen Geschäftsstunden unter den nachfolgend angeführten Bedingungen, außerdem:
in **Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg, München und Amsterdam**: zu den von den betreffenden Auflagestellen bekanntzugebenden Bedingungen statt.

Für die Subscriptionen in **Budapest, Wien, Brünn, Lemberg, Prag, Triest** und **Troppau** gelten folgende Begingungen:

Die Zeichnung erfolgt gegen **Bar** oder gegen **Einlieferung von 4½%-igen Pfandbriefen** des Ungarischen Bodencreditinstitutes.

1. **Für die Zeichnung gegen Bar** ist der Subscriptionspreis auf **93%**, zuzüglich der laufenden Stückzinsen vom 1. April 1896 bis zum Tage der Abnahme festgesetzt.

Bei der Zeichnung muss eine Caution von 5% des Nominalbetrages hinterlegt werden, zw. in Barem oder in solchen nach dem Tagescurse zu veranschlagenden Effecten, welche die betreffende Auflagestelle als zuläßig erachten wird.

Einer jeden Zeichnungsstelle ist die Befugnis vorbehalten, bei Zeichnungen gegen Bar nach ihrem Ermessen die Höhe des Betrages jeder einzelnen Zutheilung zu bestimmen.

Die Zutheilung wird sobald wie möglich nach Schluss der Subscription unter Benachrichtigung an jeden Zeichner erfolgen. Im Falle die Zutheilung weniger als die Anmeldung beträgt, wird die überschießende Caution unverzüglich zurückgegeben.

Der Zeichner hat die zugetheilten Pfandbriefe mit Coupons über die vom 1. April d. J. ab laufenden Zinsen bei derselben Stelle, bei welcher die Zeichnung erfolgte, vom **7. April d. J.** ab spätestens am **31. Juli d. J.** abzunehmen. Nach vollständiger Abnahme wird die auf den zugetheilten Betrag hinterlegte Caution verrechnet, beziehungsweise zurückgegeben.

2. **Die Zeichnungen zum Umtausche** werden unbedingt berücksichtigt. Bei diesem Umtausche werden die neuen 3½%-igen Pfandbriefe, welche mit Coupons über die vom 1. April d. J. ab laufenden Zinsen versehen sind, zum Curse von **93%** berechnet und dagegen die zu convertierenden 4½%-igen Pfandbriefe zum Curse von **100½%**, demnach für je fl. 100.— Nominale mit . . . . ö. W. fl. **100.50**
zuzüglich der laufenden Stückzinsen vom 1. October 1895 bis einschließlich
31. März 1896 à 4½% . . . . " " **2.25**
zusammen mit ö. W. fl. **102.75**
in Zahlung genommen. Fehlende Coupons werden in Abzug gebracht.

Den Zeichnern gegen Einlieferung von 4½% Pfandbriefen werden die 3½%-igen Titres nebst entfallendem Barbetrag vom **7. April d. J.** ab ausgefolgt werden.

Anmeldungsformulare zur Zeichnung können von den vorgenannten Subscriptionsstellen kostenfrei bezogen werden.

Budapest und Wien, im März 1896.

K. k. priv. Österreichische Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe. S. M. v. Rothschild. Ungarische Allgem. Creditbank.

Magyar-Horvát tengeri gőzhajózási részvénytársaság Fiuméban. — Ugarsko-Hrvatsko dionicko pomorsko parobrodarsko družtvo u Rieci.

Ungarisch-Croatische See-Dampfschiffahrts-Actien-Gesellschaft Fiume.

Fahrordnung

giltig vom 1. März 1895 bis zur neuen Verfügung.

Fahrten nach Dalmatien.

Eillinie Fiume-Cattaro.

Hinfahrt		Station		Rückfahrt
Sonnt. 1— Vrm	Ab	Fiume	An	Mittw. 3 Nchm.
" 8½ "	An	Zara	Ab	" 7½ Vrm.
" 10½ "	Ab		An	" 6½ "
" 5— Nchm	An	Spalato	Ab	Dnst. 12— Nchts.
" 11 "	Ab		An	" 7¾ Nchm.
Mont. 8¼ Vrm.	An	Gravosa	Ab	" 10½ Vrm.
" 10½ "	Ab		An	" 9½ "
" 1¾ Nchm.	An	Teodo	Ab	" 6¼ "
" 2¼ "	Ab		An	" 5¾ "
" 3 "	An	Cattaro	Ab	Dnst. 5— Vrm.

Eillinie Fiume-Metković.

Winter-Fahrordnung vom 1. October bis 31. Mai.

Hinfahrt		Station		Rückfahrt
Dnstg 10— Nchm.	Ab	Fiume	An	Snst. 4— Nchm.
Mittw. 6½ Vrm.	An	Zara	Ab	" 7½ Vrm
" 8½ "	Ab		An	" 6½ "
" 4— Nchm.	An	Spalato	Ab	Freitag 11— Nchm.
" 12— Nchts	Ab		An	" 5— "
		Makarska	Ab	" 2— "
			An	" 1— "
		Trapano	Ab	" 11— Vrm.
			An	" 10— "
Dnrst. 7— Vrm.	An	Metković	Ab	Freitag 8— Vrm.

Postlinie Fiume-Cattaro.

Hinfahrt		Station		Rückfahrt
Mittw. 7— Nchm.	Ab	Fiume	An	Mittw. 7— Vrm.
Dnrst. —¾ Vrm.	An	Lussing.	Ab	" 1¼ "
" 1— "	Ab		An	" —¾ "
" 2½ "	An	Selve	Ab	Dnst. 11¼ Nchm.
" 3— "	Ab		An	" 10¾ "
" 6— "	An	Zara	Ab	" 7¾ "
" 7— "	Ab		An	" 6¾ "
" 11½ "	An	Sebenico	Ab	" 2¼ "
" 1½ Nchm.	Ab		An	" 12¼ "
" 5¼ "	An	Traù	Ab	" 8½ Vrm.
" 6— "	Ab		An	" 7½ "
" 7½ "	An	Spalato	Ab	" 6— "
Freitag 5— Vrm.	Ab		An	Mont. 6¾ Nchm.
" 6¼ "	An	Milna	Ab	" 5½ "
" 7— "	Ab		An	" 4¾ "
" 8¾ "	An	Bol	Ab	" 3— "
" 9½ "	Ab		An	" 2¼ "
" 10¼ "	An	Gelsa	Ab	" 1½ "
" 11¼ "	Ab		An	" 12½ "
" 12¾ Nchm.	An	Cittavecchia	Ab	" 11— Vrm.
" 1¾ "	Ab		An	" 10— "
" 3¼ "	An	Lesina	Ab	" 8½ "
" 4¼ "	Ab		An	" 7½ "
" 5¾ "	An	Lissa	Ab	" 6— "
" 7— "	Ab		An	Sntg. 11½ Nchm
" 11½ "	An	Curzola	Ab	" 7— "
Smst 1— Vrm.	Ab		An	" 6½ "
" 6½ "	An	Ragusa o. Gr.	Ab	" 1 "
" 10— "	Ab		An	" 12— Mittg.
" 1½ Nchm.	An	Castelnuovo	Ab	" 8½ Vrm.
" 2½ "	Ab		An	" 8¼ "
" 3¼ "	An	Teodo	Ab	" 7½ "
" 3½ "	Ab		An	" 7¼ "
" 4— "	An	Risano	Ab	" 6¾ "
" 4½ "	Ab		An	" 6½ "
" 4¾ "	An	Perasto	Ab	" 6¼ "
" 5— "	Ab		An	" 6— "
" 5½ "	An	Perzagno	Ab	" 5½ "
" 5¾ "	Ab		An	" 5¼ "
" 6— "	An	Cattaro	Ab	Sonnt. 5— Vrm.

Linie Fiume-Brazza.

Hinfahrt		Station		Rückfahrt
Freit. 4— Nchm.	Ab	Fiume	An	Dnst. 5½ Vrm.
Samst. 6½ Vrm.	An	Sebenico	Ab	Mont. 3— Nchm.
" 8½ "	Ab		An	" 1— "
" 12— Mittg	An	Traù	Ab	" 9½ Vrm.
" 1— Nchm	Ab		An	" 8½ "
" 1¾ "	An	Castelvecchio	Ab	" 7¾ "
" 2¾ "	Ab		An	" 6¾ "
" 3½ "	An	Spalato	Ab	" 6— "
Sonnt. 5— Vrm.	Ab		An	Sonnt. 4½ Nchm.
" 6— "	An	S. Pietro	Ab	" 3½ "
" 7— "	Ab		An	" 2¼ "
" 7½ "	An	Postire	Ab	" 1¾ "
" 8½ "	Ab		An	" 11¾ Vrm.
" 9¼ "	An	Pučišće	Ab	Sonnt. 11— "

Linie Fiume-Zengg-Zara.

Hinfahrt		Station		Rückfahrt
Dnst. 5— Vrm.	Ab	Fiume	An	Dnrst. 7— Nchm.
" 6^{45} "	An	Cirkvenice	Ab	" 5^{15} "
" 6^{55} "	Ab		An	" 5^{05} "
" 7^{25} "	An	Verbenico*)	Ab	" 4^{35} "
" 7^{30} "	Ab		An	" 4^{30} "
" 8— "	An	Novi	Ab	" 4— "
" 8^{0} "	Ab		An	" 3^{50} "
" 9^{10} "	An	Segna	Ab	" 2^{50} "
" 9^{25} "	Ab		An	" 2^{35} "
" 10^{10} "	An	Bescanuova	Ab	" 1^{50} "
" 10^{25} "	Ab		An	" 1^{35} "
" 12^{25} Nchm.	An	Arbe	Ab	" 11^{35} Vrm.
" 1^{55} "	Ab		An	" 11^{05} "
" 2^{25} "	An	Novaglia	Ab	" 9^{35} "
" 2^{55} "	Ab		An	" 9^{05} "
" 4^{25} "	An	Valcassione	Ab	" 7^{35} "
" 4^{40} "	Ab		An	" 7^{20} "
" 7— "	An	Zara	Ab	Dnrst. 5— Vrm.

*) Vom 1. November bis 31. März wird Verbenico nicht berührt.

Fahrten nach Istrien.

Fahrordnung der Linie Fiume-Triest.

Giltig vom 6. November 1895 bis auf weiteres.

Hinfahrt			Rückfahrt	
Mittw.	7^{30} Vrm.	Ab Fiume An	Mont.	3— Nchm.
"	8^{15} "	An) Lovrana (Ab	"	2^{15} "
"	8^{20} "	Ab) (An	"	2^{10} "
"	8^{45} "	An) Mosche- (Ab	"	1^{45} "
"	8^{55} "	Ab) nizze (An	"	1^{35} "
"	9^{20} "	An) Bersec (Ab	"	1^{10} "
"	9^{25} "	Ab) (An	"	1^{05} "
"	10^{10} "	An) Rabaz (Ab	"	12^{20} "
"	10^{25} "	Ab (An	"	12^{05} "
"	11^{55} "	An Cherso (Ab	"	10^{35} Vrm.
"	12^{30} Nchm.	Ab) (An	"	10— "
"	4^{30} "	An) Pola (Ab	"	1— "
Dnrst.	6— Vrm.	Ab) (An	Sonnt.	2^{30} Nchm.
"	6^{30} "	An Fasana (Ab	"	2— "
"	6^{40} "	Ab) (An	"	1^{50} "
"	8^{10} "	An Rovigno (Ab	"	12^{20} "
"	8^{30} "	Ab (An	"	11^{50} Vrm.
"	9^{40} "	An) Parenzo (Ab	"	10^{40} "
"	10— "	Ab) (An	"	10^{10} "
"	12^{20} Nchm.	An) Pirano (Ab	"	7^{50} "
"	12^{40} "	Ab) (An	"	7^{20} "
"	2— "	An Trieste Ab	"	6— "

Linie Fiume-Pola.

Hinfahrt		Rückfahrt	
Montag und Freitag			Dienstag und Samstag
7— Vorm.	Ab Fiume An	3^{20} Nachm.	
7^{30} "	An) Abbazia (Ab	2^{50} "	
7^{40} "	Ab) (An	2^{40} "	
7^{55} "	An) Lovrana (Ab	2^{25} "	
8^{05} "	Ab) (An	2^{15} "	
8^{35} "	An) Mosche- (Ab	1^{45} "	
8^{45} "	Ab) nizze (An	1^{35} "	
9 - "	An) Bersec (Ab	1^{20} "	
9^{10} "	Ab) (An	1^{10} "	
9^{55} "	An) Rabaz (Ab	12^{25} "	
10^{05} "	Ab) (An	12^{15} "	
11^{20} "	An) Cherso (Ab	11— Vorm.	
11^{50} "	Ab) (An	10^{30} "	
3^{50} Nachm.	An Pola Ab	6^{30} "	

Linie Fiume-Lussino.

Hinfahrt		Rückfahrt	
Mittwoch			Donnerstag
7 Vorm.	Ab Fiume An	2^{35} Nachm.	
7^{30} "	An Abbazia Ab	2^{05} "	
7^{55} "	An Lovrana Ab	1^{40} "	
8^{35} "	An Moschen. Ab	1 - "	
9— "	An Bersec Ab	12^{35} "	
10^{40} "	An Cherso Ab	10^{55} Vorm.	
12^{15} Nachm.	An San Mart. Ab	9^{20} "	
1^{10} "	An Ossero Ab	8^{25} "	
3^{05} "	An Lussinpic. Ab	6^{30} "	

Linie Fiume-Veglia.

Winter-Fahrordnung vom 1. October bis 31. März.

Hinfahrt		Rückfahrt	
Sonntag, Dienstag und Freitag			Montag, Mittwoch und Samstag
10— Vorm.	Ab Fiume An	11^{15} Vorm.	
11— "	An) Castel- (Ab	10^{15} "	
11^{10} "	Ab) muschio (An	10^{05} "	
11^{55} "	An) Malins. (Ab	9^{20} "	
12^{05} Mittag	Ab) (An	9^{10} "	
1^{50} Nachm.	An) Veglia (Ab		
2— "	Ab) An		
2^{15} "	An) Smergo (Ab	7^{55} "	
2^{55} "	Ab) (An	7^{45} "	
3^{40} "	An Veglia Ab	7— Vorm.	

Linie Fiume-Abbazia.

Hinfahrt	Rückfahrt
1. Täglich um 7 Uhr Vrm.	1. Täglich um 8 Uhr Vrm.
2. " " 8 " "	2. " " 9 " "
3. " " 9 " "	3. " " 10 " "
4. " " 10 " "	4. " " 11 " "
5. " " 11 " "	5. " " 12 " Mitt.
6. " " 12 " Mitt.	6. " " 1 " Nchm.
7. " " 1 " Nchm.	7. " " 2 " "
8. " " 2 " "	8. " " 3 " "
9. " " 3 " "	9. " " 4 " "
10. " " 4 " "	10. " " 5 " "
11. " " 5 " "	11. " " 6 " "

Fahrten im Küstenlande.

Linie Zengg-Fiume.

Hinfahrt		Rückfahrt	
Jeden Tag, ausschl. der Sonntage			Jeden Tag, ausschl. der Sonntage
6— Vorm.	Ab Zengg An	5^{55} Nachm.	
6^{50} "	An) Novi (Ab	3^{05} "	
7 - "	Ab) (An	2^{55} "	
7^{20} "	An) Selce (Ab	2^{35} "	
7^{30} "	Ab) (An	2^{25} "	
7^{40} "	An) Cirkve- (Ab	2^{15} "	
7^{50} "	Ab) nice (An	2^{05} "	
8^{35} "	An) Portorè (Ab	1^{20} "	
8^{40} "	Ab) (An	1^{10} "	
9^{25} "	An Fiume Ab	12^{30} "	

Linie Fiume-Cirkvenice-Novi

Hinfahrt		Rückfahrt	
Jeden Tag			Jeden Tag
10^{45} Vorm.	Ab Fiume An	6^{10} Nachm.	
11^{55} "	An) San (Ab	5— "	
12^{05} Nachm.	Ab) Giacomo (An	4^{50} "	
12^{45} "	An) Cirkve- (Ab	4^{10} "	
1^{05} "	Ab) nice (An	4— "	
1^{25} "	An) Selce (Ab	3^{40} "	
1^{45} "	Ab) (An	3^{30} "	
2^{15} "	An Novi Ab	3— "	

Linie Zengg-Carlobago-Pago.

Winter-Fahrordnung vom 1. November bis Ende Februar.

Hinfahrt		Rückfahrt	
Samstag			Sonntag
6^{30} Vorm.	Ab Zengg An	11^{40} Vorm.	
7— "	An) San (Ab	11^{10} "	
7^{10} "	Ab) Giorgio (An	11— "	
8^{10} "	An) Stari- (Ab	10— "	
8^{20} "	Ab) grad (An	9^{50} "	
8^{50} "	An) Stinica (Ab	9^{20} "	
9— "	Ab) (An	9^{10} "	
9^{15} "	An) Jablanac (Ab	8^{55} "	
9^{25} "	Ab) (An	8^{45} "	
10^{55} "	An) Carlo- (Ab	7^{15} "	
12— Mittag	Ab) bago (An	7— "	
12^{30} Nachm.	An Pago Ab	6^{30} "	

NB. Die Waren für Häfen dieser Linie werden in Fiume jeden Freitag verladen.

Tägliche Postlinie

Fiume-Volosca-Abbazia-Ika-Lovrana und retour.

Abfahrt von Ika nach Lovrana, Abbazia, Volosca und Fiume um 7— Uhr Vorm

" " Fiume " Volosca, Abbazia, Ika und Lovrana " 10— " "

" " Lovrana " Abbazia, Volosca u d Fiume " $11\frac{1}{2}$ " "

" " Fiume " Volosca, Abbazia, Ika und Lovrana " 2 - " Nachm.

An Sonn- und Feiertagen kehrt der Dampfer abends von Ika, Abbazia berührend, nach Fiume zurück.

K. k. Österreichische Staatsbahnen.

Giltig ab 1. October 1895.

Kürzeste Zugsverbindungen mit directen Wagen:

Wien—Arlberg—Paris—Genf.

.	*9.00	ab Wien (Westb.)	an	*7.35	.
.	6.22	an Zürich	ab	10.30	.
.	12.56	an Bern	ab	7.00	.
.	4.56	„ Genf	„	1.00	.
.	6.23	an Paris	ab	8.35	.

* Schlafwagen zwischen Wien und Paris.
Speisewagen zwischen Wörgl und Buchs.

Wien—Köln—Brüssel—London.

Wien—Ostende Expreßzug §					Ostende—Wien Expreßzug
11.00	*8.20	ab Wien (Westb.)	an	*6.45	4.35
.	12.55	an Mainz	ab	1.24	.
12.54	12.33	an Frankfurt	ab	1.55	2.52
4.40	4.57	„ Köln	„	9.20	11.23
8.12	9.55	an Brüssel	ab	2.24	6.00
4.30	5.55	„ London	„	5.30	10.00
.	10.58	an Hoek v. Holland	ab	.	.
.	8.00	„ London	„	.	.

* Schlafwagen zwischen Wien und Mainz.
Fahrtdauer: Wien—London 29½ oder 33½ Stunden.

Wien-München-Paris.

	Orient-Expr.	*			*	Orient-Expr.	
7.45	8.40	8.20	ab Wien (Westb.)	an	6.45	7.50	9.15
6.53	4.35	6.55	an München	ab	9.12	12.05	9.55
6.02	8.45	5.09	„ Paris	„	8.25	6.50	9.10

* Schlafwagen zwischen Wien und München.

Wien—Prag.

3.05	10.20	ab Wien (K. F. J. B.)	an	7.25	8.15
9.33	7.00	„ Prag	„	9.34	1.40

Wien—Pontafel—Venedig—Rom und Mailand—Genua.

.	*9.00	ab Wien (Westb.)	an	*7.35	.
†7.20	.	„ Wien (Südb.)	„	.	†9.45
6.01	9.04	an Pontafel	ab	7.31	10.28
11.05	2.15	„ Venedig	„	2.20	5.05
6.35	7.35	an Mailand	ab	7.30	11.25
12.50	7.35	an Rom	ab	11.10	2.30

* Schlafwagen zwischen Wien (Westb.) und Venedig—Rom.
† Speisewagen zwischen Leoben und Pontafel.

Wien Westbhf.—Venedig—Genua—Nizza.

Luxuszug Wien—Nizza			Luxuszug Nizza—Wien
2.15	ab Wien Westbhf.	an	3.40
2.00	an Pontafel	ab	4.10
6.00	„ Venedig	„	12.00
10.45	„ Mailand	„	7.25
1.57	„ Genua	„	3.55
7.05	„ Nizza	ab	9.00

Luxuszug mit Schlafwagen und Speisewagen. Abfahrt von Wien vom 4. Novemter jeden Montag; Ankunft in Wien vom 7. November je'en Donnerstag.
Fahrtdauer: Wien-Nizza oder umgekehrt 29 Stunden.

Wien—Lemberg—Odessa—Kiew und Czernowitz—Bukarest.

✠					✠		
7.40	12.45	*9.35	ab Wien (K. F. N. B.)	an	9.32	*6.40	3.43
2.40	†9.15	*6.31	„ Krakau	„	2.24	*9.35	†7.00
8.40	5.10	1.22	an Lemberg	ab	8.40	2.50	11.00
6.30	12.24	10.34	an Czernowitz	ab	9.47	5.13	3.04
7.15	7.15	9.15	„ Bukarest	„	10.05	7.00	10.05
4.35	10.20	6.06	an Podwoloczyska	ab	2.31	10.21	5.38
.	8.52	9.22	„ Odessa	„	.	8.30	9.00
.	7.07	9.37	„ Kiew	„	.	8.50	12.02

✠ Speisewagen zwischen Oderberg—Lemberg.
* Schlafwagen zwischen Wien und Krakau.
* Speisewagen zwischen Krakau und Podwoloczyska.
† Schlafwagen zwischen Krakau und Podwoloczyska.

Erzherzog Karl von Österreich weil. Ausgewählte Schriften.

Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm. Mit Karten und Plänen. 6 Bände. gr. 8⁰. 1893–1894. Preis: 35 fl. 10 kr.; in eleganten Halbfranzbänden 43 fl. 70 kr.

Inhaltsverzeichnisse der einzelnen Bände:

I. Band. Inhalt: Allgemeine Einleitung. — Grundsätze der höheren Kriegskunst für die Generale der österreichischen Armee. — Beiträge zum praktischen Unterrichte im Felde für die Officiere der österreichischen Armee. — Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland: I. Theil: Grundsätze der Strategie und Anwendung derselben auf einen angenommenen Kriegsschauplatz. (Mit 1 Tafel.)

II. Band. Inhalt: Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland: II. Theil: Geschichte des Feldzuges. I. und II. Abtheilung. (Mit Karten und Plänen.)

III. Band. Inhalt: Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und in der Schweiz. (Mit Karten und Plänen.)

IV. Band. Inhalt: Kleinere kriegsgeschichtliche Schriften: Zur Geschichte des Feldzuges von 1792. a) Vorgeschichte des französischen (Revolutions-) Krieges. b) Journal des Feldzuges von 1792 (26. April bis 1. Juni). c) Le Siège de Lille, la Bataille de Mons Jemappes, le 6. Novembre (1792) et la Retraite (de l'armée impériale) par Aix-la-Chapelle vers le Rhin. — La Bataille de Fleurus (26. Juin 1794). — Geschichte des ersten Krieges der französischen Revolution vom Jahre 1792—1797 in den Niederlanden, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien. — Übersicht des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel (1808—1814). — Übersichtliche Darstellung des Krieges zwischen Frankreich und Russland im Jahre 1812. — Allgemeiner Umriss der Kriegsoperationen in Deutschland, Frankreich und Italien während der Jahre 1813, 1814 und 1815.

V. Band. Inhalt: Kleinere militärische Aufsätze: Über den Krieg mit den Neufranken. — Geist des Kriegswesens überhaupt. — Einfluss der Cultur auf die Kriegskunst. — Von dem Irrthume der Ableitung allgemeiner Grundsätze aus einzelnen Erfahrungen. — Von dem Werte zufälliger Einzelheiten im Kriege. — Geist des Vertheidigungskrieges. — Von der Infanterie. — Von der Cavallerie. — Vom Geschütze. — Von dem General-Quartiermeisterstabe. — Vom Generalstabe. — Von der Formation der Truppen. — Gegen taktische Normalformen. — Von Umgehungen. — Vertheidigung und Angriff eines Passes. — Punctationen für den Commandanten der Cavallerie. — Von dem Gefecht mit dem Bajonnett ꝛc. — Ausgewählte Denkschriften, Vorträge, Berichte ꝛc. I.

VI. Band. Inhalt: Ausgewählte Denkschriften, Vorträge, Berichte ꝛc. II. — Vermischte Schriften. — Religiöse Betrachtungen. — Aphorismen. — Selbstbiographie (Bruchstück).

Ein Kartenband mit 23 Karten und Plänen wird zum completen Werke unberechnet geliefert.

Aphorismen.

8⁰. Mit 1 Holzschnitt. 1893. Preis: In Leinwand mit Spinnschnitt 1 fl. 50 kr.; in Leinwand mit dem in Farben gepressten erzherzoglichen Wappen und mit Goldschnitt 2 fl.

Religiöse Betrachtungen.

12⁰. 1895. Preis: In Ganzleinen gebunden mit Rothschnitt 1 fl. 80 kr.; in Ganzleder gebunden mit Goldschnitt 3 fl.

Erzherzog Karl von Österreich.

Ein Lebensbild, im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, verfasst von **Heinrich Ritter von Zeißberg**, k. k. Hofrath und Professor an der Universität in Wien. I. Band. 1. und 2. Hälfte. Mit 3 Photogravuren, 2 Kartenbeilagen und 3 Plänen. gr. 8⁰. 1895. Preis: 12 fl.; in 2 elegante Halbfranzbände gebunden 14 fl. 40 kr.

Erzherzog Karl von Österreich

als Feldherr und Heeresorganisator. Im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, dann seiner Enkel, der Herren Erzherzoge Friedrich und Eugen. Nach österreichischen Original-Acten dargestellt von **Moriz Edlen von Angeli**, k. u. k. Oberst des Armeestandes. I. Band. 1. Hälfte. gr. 8⁰. 1896. Mit einer Übersichtskarte und 4 Plänen. Preis: 7 fl. 20 kr.; elegant in Halbfranz gebunden 8 fl. 40 kr.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.